

Max Waldau=Heft^{*)}

6. Jahrgang

Februar-März

1925

Zum 100. Geburtstage Georgs von Hauenschild (24. März)

von

Dr. W. Mak

Man kann wirklich nicht behaupten, daß unsere Heimat eine Überfülle schaffender Köpfe hervorgebracht hätte. Und so sieht man denn überall dort, wo Oberschlesiens Teilnahme am deutschen Geistesleben betont werden soll, immer wieder nur die Namen Eichendorff und Gustav Freytag. Ein böses Verhängnis ließ uns den Mann vergessen, der in jeder Beziehung wert ist, der Dritte im Bunde zu sein, und der würdig neben den beiden Heroen bestehen kann. Dieser Mann ist Georg von Hauenschild, der sich als Schriftsteller den Namen Max Waldau beigelegt hat. Als er im Alter von nicht ganz dreißig Jahren am 20. Januar 1855 starb, war er in Deutschland ein berühmter Mann, und die Zeitungen widmeten ihm ausführliche Nachrufe. Sein Ruhm ist wie ein Komet am literarischen Himmel Deutschlands aufgestiegen und nach kurzer Zeit ebenso schnell wieder erloschen. Traurig ist nur, daß ihn selbst seine engere Heimat Oberschlesien völlig vergessen hat. Dies beklagte im Jahre 1907 sein Freund, der Dichter und Literaturhistoriker Rudolf von Gottschall, als ihn ein Oberschlesier aufgesucht hat. Er gab seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß Max Waldau jetzt unverdientermaßen nur noch der Literaturgeschichte angehört und nicht mehr im Volke lebt. Beim Tode unseres Heimatdichters sang von ihm Rudolf von Gottschall in einem dichterischen Nachruf der „Schlesischen Zeitung“:

„Er hat nicht bloß im heißen Jugenddrang
Die Welt geblendet mit dem flücht'gen Scheine.
Das war des echten Geist's gediegener Klang,
Geist und Gemüt im herrlichsten Vereine.
War eine Fülle zauberischer Töne,
Ihr Grundakkord das Wahre, Freie, Schöne.“

^{*)} Bearbeitet von Dr. Wilhelm Mak—Gleiwitz

Die Persönlichkeit Georgs von Hauenschild tritt noch schärfer aus dem Nachruf hervor, den Kurnik für dieselbe Nummer der „Schlesischen Zeitung“ geschrieben hat. Ganz unter dem Eindrucke der erschütternden Nachricht werden seine Worte zu einem Hymnus auf den Dahingeshiedenen. Es ist wohl das Beste, was man von Georg von Hauenschild sagen kann:

„Hauenschild war einer von den seltenen Geistern, die einzig und allein im Dienste der Menschheit leben wollen. Körperlich wie geistig reich genug begabt, um in allen Kreisen der Gesellschaft glänzen zu können, lebte er doch schon seit Jahren in stillster Zurückgezogenheit, auf nichts weiter bedacht, als sich ein dienendes Glied dem großen Ganzen anzuschließen. Ein stolzer, hochstrebender Geist, ordnete er sich doch vollständig unter, um die Interessen der Bildung und Humanität zu fördern. Anschmiegend und voll Herzlichkeit im persönlichen Verkehr, trat er doch mit einer ehernen Festigkeit in die öffentliche Schranke, wo es galt, dem Schönen und Guten eine Bahn zu brechen. Erfüllt von den Idealen des Wahren und Guten, entbrannte er in einem edlen Zorne gegen jedes Streben, das diese Ideale zu verkehren drohte und kannte seine Aufopferung keine Grenze, wo er ihr Reich auch nur um einen Schritt erweitern zu können glaubte. Wie ganz beispiellos, wie wahrhaft rührend diese seine Hingebung war, das wissen nur seine vertrauten Freunde, zu denen zu gehören auch der Verfasser dieser Zeilen das Glück hatte. Man wird es hoffentlich keine Indiskretion nennen, wenn ich zum Ruhme des Verstorbenen hier mitteile, daß manches Werk vielgepriesener Dichter erst dann in die Öffentlichkeit kam, nachdem Hauenschild Monate des anhaltendsten Fleißes auf Feile und Umänderung gewandt hatte. Weil man seine edle Uneigennützigkeit kannte, wurden ihm Manuskripte aller Art anvertraut, und er begnügte sich niemals mit einer flüchtigen Antwort, sondern versenkte sich so ganz in den Gegenstand, daß er ihn erschöpfend, aufhellend und mit den treffendsten Aufschlüssen an den Autor zurückgab. (Siehe der Brief auf Seite 630.) Traf es sich, daß ihm später noch eine Bemerkung einfiel, so konnte man gewiß sein, mit der ersten Post Mitteilung davon zu erhalten. Ich machte ihn einmal darauf aufmerksam, wieviel Zeit ihm durch eine solche Tätigkeit für die eigene Produktion verloren gehe. „Ist es nicht gleich“, war seine Antwort, „ob ich selber schaffe oder an dem Schaffen anderer mithelfe? Wenn nur was Gutes zustande kommt!“

Diese begeisterten Worte eines Zeitgenossen zeigen uns, wie hoch damals die literarische Welt Georg von Hauenschild einschätzte, und welch großer Verlust sein früher Tod war. In seinem Sterbejahre ist in der „Illustrierten Zeitung“ vom 3. März 1855 von einem ungenannten Verfasser ein Beitrag erschienen, der uns ein außerordentlich lebensvolles Bild des Dahingeshiedenen malt.

Der Unbekannte kann nach Ansicht des Geheimrats von Hauenschild¹⁾ nur der Wiener Hofbibliothekar Constantin Wurzbach sein, den Georg von Hauenschild für die Ordnung seines Nachlasses bestimmt hatte. Bei der Erledigung dieser ehrenvollen Aufgabe hatte er die Absicht geäußert, eine Biographie seines Freundes herauszugeben. Leider hat er seinen Plan wieder aufgegeben. Seine Ausführungen über den Dichter ergänzen in glücklichster Weise das Bild des Malers Hecker, das wir am Anfang des Heftes gebracht haben:

„Waldbaus äußere Erscheinung ließ auf den ersten Moment den genialen Denker und Dichter erkennen. Von schwächlicher Körperkonstitution, groß aber schwächlich, erschien er, da er sich stark vorwärts zu halten pflegte, kleiner als er in Wirklichkeit war. Reiches, volles, dunkelblondes Haar umschattete sein blasses, fast leidend aussehendes Angesicht, und ein tief dunkel glühendes Augenpaar sprach für die potenzierte Gesundheit seines Geistes. In seinen Manieren frei, aber edel, in seinem Anzuge höchst glücklich einfach, aber stets elegant; wenn er gesund war, von einem unverwüßlichen Humor beseelt, der, wenn er sich steigerte, fast dämonisch werden konnte, war er ein liebevoller Sohn, der in seiner Mutter sein Idol verehrte; ein zärtlicher Bruder, an dem seine zwei Schwestern mit voller Zärtlichkeit hingen; ein glücklicher Gatte und Vater, der in seiner Frau und seinem Kinde, wie er oft sagte, eigentlich das Leben erst recht verstehen lernte, da er sich vorher nur als ein Abenteuerer erschien, der, um ein Amusement zu haben, mit einer „Späzin“ kokettierte. Gegen seine Freunde jeder Aufopferung fähig, führte er leider eine seinem Körper und seiner Gesundheit wenig zusagende Lebensweise, von der ihn auch die eindringlichsten Bitten und Vorstellungen seiner Angehörigen, seiner Freunde und seines Arztes nicht abbringen konnten. Wochen verstrichen, daß er nicht ins Freie kam, obwohl sein Wohnhaus in einem allerliebsten Garten gelegen. Ein Feind aller müßigen Promenaden, sah er in seinem Studierzimmer seine Welt, in der er schuf nach seiner Weise und nicht selten die Nächte hindurch bis zum grauen Morgen am Arbeitstische zubachte.“

Sein früher Tod ist für unsere Heimat ein unerseßlicher Verlust. Eine reiche künstlerische Persönlichkeit ist mit ihm heimgegangen. Georg von Hauenschild war nicht nur Kritiker, Dichter und Übersetzer, er malte auch und hatte eine starke Neigung zur Musik, die in seinem Enkel Wolfgang von Hauenschild verstärkt aufgeblüht ist. Bereits als Kind zog unser Dichter durch seine Gewecktheit die Aufmerksamkeit auf sich. Der bekannte Breslauer Professor Steffens verkehrte im Hause seiner Eltern. Eines Tages küßte er die blondgelockte Stirn des zweijährigen Georg und sagte zu seinem Vater: „In diesem

¹⁾ Sohn des Dichters, Landrat a. D., auf Gut Tscheidt.

Köpfchen, lieber Freund, schlummern so viele Geistesgaben, daß die Welt sich einmal darüber freuen wird.“ Leider sind seine Gaben nicht zur vollen Entwicklung gelangt, und die Ansichten gehen heute auseinander, ob er in Verfolgung seiner großen Ziele auf der Strecke liegen geblieben, ob er ein großer Dichter oder bedeutender Kritiker geworden wäre. Ich selbst glaube an den Dichter in ihm. Eines aber ist gewiß — er war ein bedeutender Oberschlesier und schon deshalb verlohnt es sich, seinen Spuren nachzugehen.

Die Familie derer von Hauenschild ist aus der Steiermark nach Böhmen und von da über Mittelschlesien nach Oberschlesien eingewandert. Unser Dichter wurde aber nicht in der Heimat, sondern in Breslau am 24. März 1825 geboren, wo sein Vater als Premierleutnant einem Artillerieregiment angehörte. Als dieser bereits 1831 verstarb, kehrte die Mutter mit dem kaum sechsjährigen Knaben zu seinem Großvater, dem Major von Hauenschild, nach Katscher zurück. Hier übernahm der Kaplan Janotta die Erziehung des kleinen Georg, der seinem Lehrer auch nach Dirschel folgte, als dieser dahin versetzt wurde. In den Jahren 1837—1844 besuchte Georg von Hauenschild die Gymnasien zu Ratibor, Neiße und Leobschütz. Als Schüler hat er in seinen Gedichten zumeist fromme und politische Töne angeschlagen. Herbst 1847 bezog er für zwei Semester die Breslauer Universität und studierte Rechtswissenschaft. In dieser Zeit war er bei dem Korps „Silesia“ aktiv. Am 3. Januar 1846 ließ er sich an der Heidelberger Universität einschreiben und widmete sich fast ausschließlich dem Studium der Germanistik, Romanistik und der Kunstgeschichte. Er trug sich einige Zeit mit dem Gedanken, sich für einen Lehrstuhl der Kunstgeschichte vorzubereiten, und unternahm nach seinem glänzend bestandenen Doktorexamen am 15. August 1846 eine längere Reise nach Belgien, Frankreich, der Schweiz und Italien. In der Folgezeit gab er auch seine Absicht auf, die diplomatische Laufbahn einzuschlagen. Die politischen Verhältnisse hatten seine Neigung für diesen Beruf abgekühlt. So besuchte er denn im Jahre 1847 die Landwirtschaftliche Akademie in Proskau, um sich im folgenden Jahre auf sein Gut Tschaidt im Kreise Cosel zurückzuziehen. Als er im Jahre 1850 die Tochter des Heidelberger Professors Willy als Gattin heimgeführt hatte, verließ er kaum noch sein Gut für längere Zeit. Er lebte ganz seiner Arbeit und gab sich einem fieberhaften Schaffensdrange hin, denn er fühlte, daß er jung sterben würde. Für die kurze Zeit seiner literarischen Tätigkeit ist die Reihe seiner Werke überraschend groß. 1847 kamen sein „Elfenmärchen“ und die „Blätter im Winde“ in den Buchhandel. Über letztere Gedichtsammlung hat der Dichter in seinem Handexemplar sehr herb geurteilt. Er faßt seine Kritik in den Worten zusammen: „In der Mehrzahl dieser Gedichte dringt der Gedanke nicht durch den wirren Bilderbombast. Mit einer

wahren Verhöhnung des guten Geschmacks ist durcheinander und ineinander gemalt, die Bilder verwaschen, die Gedanken erdrückt. Die kleinen, klaren Lieder konnten also natürlich den Band nicht halten, und das Resultat mußte sein, wie es war, d. h. das Buch ging unbeachtet vorüber.“

Im Jahre 1848 brachten die „Kanzonen“ das politische Glaubensbekenntnis des Dichters. Dieses wurde 1850 durch die Kanzone „O diese Zeit“ noch betont. In diesem Sang klingt der Schmerz über die Entwicklung der Dinge in Deutschland wieder. Im gleichen Jahre übersehte er Silvio Pellicos Tragödie „Franzeska von Rimini“ und schuf eine Nachdichtung aus dem Altprovenzalischen „Kanzone, Sirvente von Peire Cardinal“ und schrieb den dreibändigen Roman „Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit“, der seinen Ruhm begründete. Durch den Erfolg angespornt, verfaßte er noch einen zweiten Roman „Aus der Junkerwelt“ und überraschte im Jahre 1851 seine Freunde durch das Epos „Cordula“, dessen Stoff den Dichter sehr lange beschäftigte, und den er noch einmal völlig umgearbeitet hat. 1855 ließ er sein Epos „Rahab“ drucken. Der Dichter wollte mit diesem Frauenbild aus der Bibel einen ganzen Zyklus biblischer Frauengestalten eröffnen. Er beabsichtigte noch die Darstellung der Esther, Rebekka, Judith und der Mutter der Makkahäer. Wie streng er über seine Werke dachte, ersieht man aus der Zuschrift, mit der er einem seiner Freunde die „Rahab“ übersandte: „Ich lege an meine eigenen Arbeiten einen viel strengeren Maßstab an als an fremde. Das Gute eines fremden Buches entzückt mich, das Beste in meinen eigenen Arbeiten erscheint mir, kaum daß ich mich überredet habe, es sei vollendet, unzulänglich.“

Ein Roman, „Der Jongleur“, mit dem der Dichter sich jahrelang beschäftigt hatte, kam nicht mehr zur Ausführung. Er sollte das Leben der Troubadoure schildern. Neben diesen größeren Werken hat Georg von Hauen Schild eine bedeutende Anzahl kritischer Aufsätze geschrieben. Er liebte auch das ober-schlesisch-polnische Volkslied, leider hat sein Aufruf, diese Lieder zu sammeln, keinen Erfolg gehabt. Er selbst hat von den Liedern, die er aufgezeichnet hat, eine Anzahl ins Deutsche übertragen. Bereits sein Roman „Nach der Natur“ enthält Proben seiner Übersetzungskunst. Siebzehn weitere Lieder veröffentlichte er mit einer Einleitung in der Zeitschrift „Deutsches Museum“ (1851).

Oberschlesien hat an seinem vergessenen Landsmanne viel gut zu machen, und die Schulen müßten ihre Liebe vor allem Georg von Hauen Schild zuwenden, denn

„Er war ein sanggewaltiger Dichter,
Ein milder Freund, ein deutscher Mann,

Der tadelnd selbst manch Herz gewann.
Ein Mann voll wahren Lebensseifer,
Wie wenige im Leben stehen.
Das Reize wollt' er oft noch reiser,
Das Schöne immer schöner sehen!"

(Konstantin Wurzbach?)

Künstlerische und literargeschichtliche Bedeutung Max Waldaus

von

Dr. Karl Schumacher

Max Waldau ist durch und durch problematische Natur im Denken, Dichten und Leben. Mit der ganzen Inbrunst seiner jugendlichen Seele rang er in heißem Bemühen um die Erkenntnis der letzten Dinge und den Sinn des Lebens, deren Geheimnis die Wissenschaft nach seinem unerschütterlichen Glauben doch einmal, wenn auch erst in zukunftsfernen Zeiten, enträtseln würde. Die Jahre seines Gymnasialstudiums zu Ratibor, Reize und Leobschütz, die Semester in Breslau, Bonn und Heidelberg zeugen von ehrlichem Streben des Jünglings, den ganzen Umkreis des Wissens seiner Zeit zu ermessen. Und dann, mit Wissensschätzen aller Art gleichsam bis zur Hochspannung geladen, flüchtete er sich, als wolle er seinem schier unstillbaren Wissensdrange Einhalt gebieten, in die ästhetische Einsiedelei seines oberschlesischen Landsitzes Tschaidt, um dort in ländlicher Stille alles, was er an Leben und Wissen in sich aufgenommen hatte, zu umfassenden künstlerischen Weltbildern zu gestalten.

Alle Dichtungen Waldaus wie sein theoretisches Denken um Sinn und Ziele des künstlerischen Schaffens zeigen uns heute noch erschütternd, wie schwer der junge Dichter in fieberheißen Schöpferträumen um die höchsten Probleme der Kunst gerungen hat. In unzähligen langen Briefen, die er aus weltenferner Einsamkeit an seine Freunde da draußen schrieb, in Aufsätzen, Kritiken und Skizzen liegt für uns klar zutage, was er fühlte und wollte. Aber seine Werke, denen nicht beschieden war, in der Mittagshöhe des Daseins zur Reife zu kommen, zeigen uns allzu deutlich, wie weit sie hinter dem zurückblieben, was ihr Schöpfer einst voll Sehnsucht erträumt hatte. Fast immer, wenn der Glutrausch des Schaffens verflogen war, meldeten sich die kritischen Stimmen im Dichter und ließen ihm keine Ruhe mehr und spornten ihn an, zu ändern, zu feilen und oft das ganze Werk in eine neue Form zu gießen. Die „Canzonen“, „O diese Zeit“, „Nach der Natur“ und „Ahab“ haben

alle, zum Teil gar mehrfach, die ändernde kritische Hand ihres Schöpfers erfahren, der mit jugendlich unverwüßlichem Wagemut immer wieder von neuem den künstlerischen Wurf versuchte.

Wenn auch für uns heute der Roman „Nach der Natur“ wegen seiner herzerfrischenden oberschlesischen Dorfnovellen und seiner kulturgeschichtlich wie künstlerisch bedeutsamen Naturschilderungen im Vordergrund des Interesses steht, für Waldau selbst und sein dichterisches Werden hatte das Epos „Cordula“ entschieden die größte Bedeutung. Jahrelang hat er sich mit diesem Werke getragen. „Alle seine epischen Studien, selbst die „Rahab“ als epischer Versuch, erhalten erst im Hinblick auf die „Cordula“ die rechte Beleuchtung. Und als ihm, nur wenige Wochen vor seinem Tode, der große Wurf gelingen zu sein schien, das ursprünglich anspruchslose, skizzenhaft gezeichnete Idyll „Cordula“ zu einem lebensvollen, umfassenden Weltbild umzugestalten, schrieb er in stolzer Schöpferfreude an Adolf Stahr, den Freund: „Diese „Cordula“ ist meine Zusammenfassung aller in mir vorhandenen Werdelust und Lebensfrische. . . . Wer Cordula verwirft, verwirft meine Weltanschauung, meine Erfahrungen und geseßhaften Lebensresultate, meine poetische Theorie und meine praktische Anwendung desselben, kurz, er verwirft mich selbst als Mensch und als Dichter in einem“, doch ahnungsschwer drängt sich ihm auch der Gedanke auf: „Mißlang mir dies, so ist's vorbei, und meine Kraft reicht nicht aus.“

Dann überraschte ihn jäh der Tod und ersparte ihm die schmerzvollste Enttäuschung, die ihm bei seiner gewissenhaften, strengen Selbstkritik ganz gewiß über kurz oder lang hätte kommen müssen. Ob er an dieser qualvollen Selbsterkenntnis zerbrochen wäre, oder ob er, der Notwendigkeit seines Wesens gehorchend, sich zum Verzicht auf Unmögliches durchgerungen und fernerhin bescheiden innerhalb der Grenzen seiner Begabung geschaffen hätte? Wer vermag das zu sagen?

In dem tiefen Grübeln aber über Sinn und Aufgabe der Kunst, in dem zielbewußten Wollen, verbunden mit immerwährendem Scheitern in der Verwirklichung seiner künstlerischen Absichten, liegt eine ergreifende Tragik, die des Dichters Leben und Schaffen überschatten.

Das willensharte Ringen um die Form, das Sichselbstniegenügen, der dämonische Drang, inneres und äußeres Leben zu gestalten, war in ihm so lebendig wie in so vielen deutschen Dichtern von dem genialen Schlesier Johann Christian Günther bis zu dem unglücklichen Westfalen Gustav Sack, den 1916 in Rumänien die Feindeskugel traf. Der Wille zur Form hatte den Dichter gepackt, als wollte er sagen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Es war der künstlerische Wille in unbezwinglicher Gewalt in ihm wirksam, ein Wille, der um den hohen

Preis der Unsterblichkeit kämpfte, und diesem erhabenen Gedanken das eigene Leben zum Opfer brachte. Aber die Formkraft, die von innen drängende Kraft des Gestaltens, reichte nicht aus und hielt mit dem Wollen und der künstlerischen Selbsterkenntnis nicht gleichen Schritt. So entstanden unharmonische Werke, die die Unraft seines kranken Herzens nicht ausreifen ließ, so daß sie in fieberhafter Erregung des Augenblicks herausgeschleudert, gleichsam großartige Improvisationen sind, Werke eines genialen Dilettantismus in des Wortes höchster Bedeutung. Den meisten seiner Dichtungen, lyrische wie epische, in Poesie und Prosa, wie besonders „Nach der Natur“, die „Junkerwelt“ und die „Cordula“ sind daher formlose Ungeheuerlichkeiten, formlos, weil der Dichter fast widerstandslos den Augenblickseingebungen folgte, die ihm in der ihm eigenen Zwiespältigkeit zwischen Ich und Welt hin und her warfen. So finden wir in seiner Darstellung bald eine selbstverleugnende, das Ich scheinbar gewaltsam zurückdrängende Hingabe an die Wirklichkeit, bald werden diese Elemente der Natur ihm Symbol inneren Erlebens, das die objektive Form schier zersprengte. Sehr oft jedoch verführte ihn die verhängnisvolle Leichtigkeit, mit der er die Technik der äußeren Form handhabte, in Stunden künstlerischen Erschlaffens, nur um keine kostbare Spanne Zeit zu versäumen, zwar nicht zum tändlerischen Spiel mit der Form, das den Inhalt als ein Fremdes, ja fast Nebenächtliches ansieht, sondern mehr zum formvollen Ausdruck, zum Glätten und Schleifen eines gedanklichen Inhalts, der ihm selbst Herzensbedürfnis, nicht dichterisches, wohl aber philosophisches Erlebnis war. Rühmte er es mit Befriedigung, gerade als einen besonderen Vorzug der neugefalteten Kanzone „Phantasie über unbeliebte Motive“, daß sie nunmehr klar sage, was er wolle, so bezeichnete er sicherlich aus keinem anderen Grunde das „Sirvente des Peire Kardinal“ als sein bestes Gedicht.

So sind auch die „Canzonen“ keine eigentliche Lyrik, sie sind Programmdichtung, und ebenso wie „Rahab“, „Cordula“, „Junkerwelt“, zum Teil sogar „Nach der Natur“ Treibhauskulturen. Sie entwuchsen nicht erdstämmig der Fülle des Lebens selbst, sondern gingen aus der Literatur, aus der Enge der Studierstube hervor. Kaum eins all der Werke hat die künstlerische Form erhalten können, die dem Dichter in der Idee vorschwebte. Und am wenigsten die, welche der Wille mit höchster Kraftanstrengung erzwingen wollte.

Max Waldau liebte die Musik außerordentlich. Seine Briefe und Romane verraten ein großes Interesse und Verständnis für musikalische Kompositionen, für die Kunst Bachs, Beethovens, Richard Wagners u. a.¹⁾ Aber immer ist es

¹⁾ S. 97. Max Waldau, Ein Beitrag zur Geschichte des jungen Deutschland unter Benutzung ungedruckter, handschriftlicher Quellen von Franz Pietzsch, Görlitz, 1921, Verlagsanstalt Görlitzer Anzeiger und Nachrichten.

die Freude an dem klaren, feingegliederten Aufbau der Fugen und anderer Tonschöpfungen. Waldau ist keine eigentlich musikalische Natur wie etwa Hölderlin, Novalis, Brentano und vor allem sein Landsmann Eichendorff, deren innerstes Wesen Melodie und musikalischer Rhythmus ist. Das zeigen die „Blätter im Winde“, die „Canzonen“ und die zuweilen recht holprigen Verse der „Cordula“.

Das Werturteil der verschiedenen Beurteiler Max Waldaus schwankt. Manche halten die „Canzonen“, vor allem die politischen, für eine Meisterleistung, andere geben den Epen den Vorzug. Während einige eine Lebensrettung der „Cordula“ versuchen, halten wieder andere die „Rahab“ für vollendeter. „Nach der Natur“ erfreut sich allgemein einer größeren Wertschätzung als die „Junkerkwelt“. Behauptung steht gewöhnlich gegen Behauptung. Ein analysierender Beweis fehlt meistens.

Auf Grund eingehender Untersuchung haben wir die Überzeugung gewonnen, daß Georg von Hagenschild wohl ungemein interessante, aber keine einzige vollkommene Kunstschöpfung hinterlassen hat. Alles Drehen und Deuteln hilft nicht über diese unerbittliche Tatsache hinweg. Wir müssen den Mut haben, das einzugestehen, was keine, auch von tiefster Anteilnahme an dem tragischen Schicksal Waldaus erfüllte Darstellung, wenn sie sich nicht um allen Glauben bringen will, auf die Dauer vortäuschen oder auch nur beschönigen kann.

Noch nicht 30 Lebensjahre waren Max Waldau vergönnt, kaum 8 Jahre künstlerischen Werdens. Er stand noch in voller Entwicklung, als er starb. Was noch aus ihm hätte werden können, vermag man bei ihm vielleicht mit noch weniger Sicherheit zu sagen als bei anderen Frühverstorbenen. Wir müssen uns mit der Feststellung begnügen, daß er bis zur restlosen Selbstentdeckung seiner wirklichen Künstlernatur und zur Selbstbefreiung seines Könnens von den Hemmungen wesenfremder Vorbilder trotz alles Grübelns und mannigfacher Versuche nicht vorgeedrungen ist, da er sich bis zur letzten Stunde in verfehlten Bahnen, auf fremden Spuren bewegte, sein Selbst über sah, die Stimme seines Innern künstlich reden machte, wenn sie schwieg, und sich im Streben nach unerreichbaren Zielen erschöpfte. Nur einmal dichtete er mehr unbewußt aus seiner Originalität heraus, und da gelang ihm sein bestes Werk „Nach der Natur“. Schon in der „Junkerkwelt“ folgte er nicht mehr so sehr sich selbst als dem Erfolge des Erstlingsromans, in der Absicht, ihn zu überbieten. In der Lyrik vorher und später in den Epen waren es Irrlichter, die ihn aus der Richtung seines Wesens lockten, daß er im dunklen Drange seines Strebens sich verirrte und den Weg zu sich selbst nicht mehr zurückfand. Noch war er zu jung, noch zu sehr in der Gärung seines Werdens, um ganz sein Wollen und Können prüfen und beides in Einklang bringen zu können. Wagte er sich an gewaltige

Stoffe, komplizierte Charaktere, an die Darstellung eines umfassenden Weltbildes, so reichte seine Kraft nicht aus. Aber Märchen, Stimmungsbilder, schlichte Erzählungen und vor allem die realistische Dorfgeschichte sind Aufgaben, denen er in künstlerischer Vollkommenheit hätte gerecht werden können. In der rein gegenständlichen Wirklichkeitschilderung hätte auch eine oft verstandesmäßige Betrachtungsweise ihren Platz und ihre Begrenzung gefunden, zumal auch der spätere Naturalismus — man denke an Zola, Holz, Schlaf u. a. — einen gewissen rationalistischen Zug nicht verleugnen kann.

*

Robert Prug, der feinsinnige Beurteiler May Waldaus, sieht in dessen Persönlichkeit ein getreues Spiegelbild seiner von vielen Gegensätzen bewegten Zeit mit ihren Vorzügen, Fehlern und Schwächen. Sicherlich steckt in diesen Beobachtungen viel Wahres, zumal Waldaus zartgestimmte Seele auf die leiseste Anregung reagierte. Georg von Hauenschild ist aber nicht nur ein Kind seiner Zeit, sondern er verkörpert ein gut Stück Stammeserbtteil in sich: Fähigkeit bis zum Eigensinn im Festhalten des einmal als richtig Erkannten, Edelmut, Hilfsbereitschaft bis zur Selbstverleugnung und schwärmerische Religiosität, wenn auch oft in den barocksten Formen. Seine Dichtung trägt indes deutlich sichtbar jene Merkmale, die wir für die erste, nicht weniger auch für die zweite schlesische Dichterschule als besonders bezeichnend ansehen: jenes Experimentieren mit der Form, das formale Umgestalten eines Stoffes; eine Richtung, die die Form mehr äußerlich auffaßt, die einzelne technische Handgriffe und Bestandteile für wesentlich nimmt, die Versmaß, Strophenbau, und in gebundener wie ungebundener Rede Gleichnisse, Vergleiche, schmückende Beiwörter und andere äußerliche formale Zubehörs über Gebühr betont, um den Mangel auf der einen Seite durch ein Plus auf der anderen wieder auszugleichen.

Zu dieser Veräußerlichung der Form kommt in der zweiten schlesischen Dichterschule noch die Vorliebe für seltsame, schauererregende, wirklichkeitsfremde Stoffe. Auch Waldaus liebt es, exzentrische dämonische, jenseits von Gut und Böse stehende Charaktere zu schildern, die nur einer besonders organisierten, die Wirklichkeit zum Ungeheuerlichen steigenden Phantasie ihre Entstehung verdanken, wie Graf Weigelsdorf und die Mörderin Nora in „Nach der Natur“, das Verbrecherpaar, der Vogt und sein Knappe Rolf, in der „Cordula“, ferner die „Rahab“ und der Ritter in der „Sternschnuppe“ usw. May sein, daß dieser Hang zum Unheimlichen und Grauenhaften durch die Romantiker, besonders durch Kleist, E. T. A. Hoffmann und vor allem durch Byron noch genährt und verstärkt wurde, rein zufällig — das hat Joseph Nadler in seiner trefflichen Literaturgeschichte der deutschen Stämme oft genug gezeigt — ist das

Zusammentreffen jener Stammeseigenschaften in Max Waldaus künstlerischer Persönlichkeit ganz gewiß nicht.

Der Schwerpunkt der ästhetischen Wertung Georg von Hagenschilts liegt nicht in seinen Werken, die als Ganzes zum Teil mißlungen sind, sondern vielmehr in seiner Persönlichkeit; denn er gehört zu jenen Dichtern, bei denen die ganze Art des inneren und äußeren Sichgebens, des subjektiven Sichauseinandersehens mit der Welt bedeutender und reizvoller ist als das Werk selbst, und bei denen beides, Mensch und Künstler, Leben und Wirken, sich erst zu einer vollen Einheit ergänzt.

Es ist bei der Eigenart des Dichters, der um jeden Preis eine Sonderstellung im Leben der Literatur einnehmen wollte, ein vergebliches Bemühen, ihn einer der bekannten Richtungen der Geistesgeschichte einzuordnen, ohne seiner Gesamtpersönlichkeit Gewalt anzutun. Zwar sind die philosophischen und politisch-tendenziösen Einflüsse des jungen Deutschlands naturgemäß am stärksten, doch finden wir fast alle in der Literaturgeschichte der Neuzeit vorherrschenden Strömungen in ihm wieder. Das Persönlichkeits- und Bildungsideal der Renaissance und des Humanismus, welches in Herder, Schiller und Wilhelm von Humboldt noch einmal tiefstes Erlebnis wurde, das aufklärerische Bildungstreben des Rationalismus, der Formgeist der Großen von Weimar, das weltabgewandte Träumen der Romantiker und ihr gespenstisches Spiel mit Sein und Schein, Ideal und Wirklichkeit, der Sturm und Drang des jungen Deutschlands, das wieder stark zur Wirklichkeit strebte, aber doch in nebelhaftem Weltbürgerfinn letzten Endes lebensfremd blieb, den schmetternden Fanfarenton der politischen Lyrik, Hegelsche Kühnheit des Denkens und zugleich naturwissenschaftlichen Tatsachensinn, all diese verschiedensten Erscheinungen deutschen Geistes treffen wir in jugendlich-stürmischer Unausgeglichenheit in Waldaus Werken wieder, weil sie in ihm und mit seinem ganzen Wesen nicht zu einer Einheit geworden sind. Sie sind nicht durch die Sammellinse dichterischer Gestaltungskraft zu leuchtender Weißglut vereinigt, sondern gleichsam durch ein Prisma in tausend bunte Strahlen des reichen Spektrums auseinandergeflutet.

Die Literaturgeschichte als Wissenschaft betrachtet naturgemäß mehr die Bedeutung der in sich abgeschlossenen Werke als die oft kaum faßbare Wirkung der lebendigen Persönlichkeit, und auch diese nur, wenn sie einen deutlich erkennbaren, richtungsgebenden Einfluß auf die Zeitgenossen oder die Nachwelt ausgeübt hat. Max Waldaus hat in jener künstlerischen und gesellschaftlichen Welt, die er in der kurzen Zeit seines Schaffens umfassen konnte, eine bedeutende, wenn auch infolge seines frühen Todes nur vorübergehende Wirkung auf Gelehrte und Künstler wie Adolf Stahr, Leopold Schefer, Rudolf Gottschall,

K. von Wurzbach, Robert Franz und viele andere entfaltet. Er stellte in diesem Kreise eine Größe dar, aber seine Welt war zu klein und unbedeutend. Sie ist verschollen und versunken und hat ihn unerbittlich in ihren Strudel mit sich gezogen. Wahrscheinlich hat er, wie Gottschall meint, auf Spielhagen, vielleicht auch noch auf Bleibtreu und einen oder anderen der späteren Naturalisten anregend wirken können, von denen manche, wie Adolf Bartels sagt, ihn als wesensverwandt anerkannten, aber im übrigen würde auch ohne ihn die Literatur kaum einen anderen Weg der Entwicklung genommen haben.

*

So ist Max Waldau auf der Strecke geblieben, einer der vielen in der deutschen Literatur, denen in ruhelosem, krampfhaftem Ringen um die Kunst, Dichtung und Leben unter den Händen zerrannen, deren tragisches Schicksal aber uns immer wieder fesselt und mit tiefer Anteilnahme erfüllt. Er hatte ein besseres Los verdient als das einer völligen Vergessenheit. Einmal um seine so sehr geliebte Heimat. Er hat sie uns in unschätzbaren kulturhistorischen Bildern geschildert und ist wohl der erste, der Oberschlesien als Neuland künstlerischer Darstellung in der deutschen Literatur heimisch zu machen suchte. — Und dann steckten in ihm bedeutende Zukunftswerte. Er war Epigone und Progone zugleich. Er hat das Verdienst, nach allem schönheitsföhligen Idealismus und romantischer Verschwärmtheit in der Dichtung durch die lebenswahre Schilderung von Oberschlesiens Land und Leuten und vor allem durch die köstlichen, erdfrischen Dorfnovellen „S c h m i e d - F r a n z“ und „d e r J u s t i z m a n n“ in „Nach der Natur“ wieder einmal kräftig auf die Wirklichkeit als Gegenstand der Kunst hingewiesen zu haben, zwar nicht so sehr in ästhetischer Absicht, als vielmehr unter kulturgeschichtlich-ethischem Gesichtswinkel. Aber die Tatsache selbst bleibt doch bestehen. Indes blieb sein Beispiel ohne unmittelbare Wirkung. Der Naturalismus Max Waldaus steht ähnlich wie bei Lenz, Büchner, Grabbe, Niebergall und Gotthelf als Einzelerrscheinung einsam und zusammenhanglos in der Entwicklung der Form. Seine Stunde war noch nicht gekommen. Erst in der neueren Zeit, als die sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Bedingungen und vom Auslande her die ästhetischen Anregungen gegeben waren, konnte sich der Naturalismus als allgemeine deutsche Kunststrichtung einmal lebenskräftig durchsetzen und brachte, wenn auch nur als Übergangserrscheinung, für die gesamte Kunst und Literatur eine ungeheure Befruchtung und Neubelebung.

Doll Wehmut stehen wir an dem einsamen und verlassenem Grabe des jugendlichen Dichters, den ein jäher Tod um alle Früchte eines edlen hohen Strebens brachte, weil seiner „Seele im Leben ihr göttlich Recht nicht ward“. Doch wir

wollen kein billiges Mitleid mit dem zu früh Verstorbenen, sondern gerechte Würdigung der bedeutenden und in seinem tragischen Schicksal echt deutschen Künstlerpersönlichkeit Max Waldaus. Möge vor allem die Heimat sich endlich auf ihre späte Pflicht besinnen und Georg von Hauen Schild als einen ihrer besten und treuesten Söhne anerkennen und, Treue um Treue, sein edles Bild vor dem Schicksal undankbaren Vergessens bewahren. Dann kann jenes machtvolle Lied späte Verheißung werden, das er einst in den Tagen hoffnungsvoller Jugend sehnsuchtsvoll erträumte:

Dichters Schummerlied

(Odi profanum vulgus et arceo)

Es sinkt die Nacht, hier löscht die Fackel zitternd,
Dort bäumt umsonst sich trotzig ein Komet,
Und hier verlohnt ein Bliß, noch wild zerplitternd,
Was ihm, dem Rächerstrahl, entgegensteht.
So stirbt der Tag, zerfallen Tempelquadern,
Verschwimmt das Dasein im Äonenschoß. — — —
So stockt das Glühen einst in meinen Adern,
So schweigt in mir des heil'gen Sturms Getos!

Und kommt er in der Jugend Maientagen,
Der Genius, der mich dem Schummer weih't,
Da bettet mich, wo stolze Eichen ragen,
Und wo des Efeus wallend grünes Kleid
Der Riesenstämme graues Moos umklettert,
Wo hell das freie Waldlied jauchzt und tönt,
Wo ew'ge Macht in Weltdrommeten schmettert
Und nie profaner Trost die Ruhe höhnt.

Da mag der Sprosser dann dem Wandrer künden
Der an dem Hügel froh vorüber wallt: —
Es schläft ein Säng'herz in diesen Gründen,
Aus kühner Lust und Kampfesdrang geballt!
An Freiheit hat die Lyra oft gemahnet,
An gutes Recht und's heil'ge Vaterland,
Hat sich den Weg mit scharfem Laut gebahnet,
Wo knechtisch Wesen ihr entgegenstand!

Und sterb ich alt, und ward die wilde Feier,
Durch die des Jünglings kecker Finger glitt,

Zur Harfe, die in schrankenloser Feier
Noch für der Jugend schöne Laren stritt;
Da laßt mich schlafen, wo die Berge starren,
Wo sich des Menschensturmes Brandung bricht,
Da will ich auf die große Lösung harren,
Auf's Morgenrot, auf's goldne Freiheitslicht.

Und schmückt sich mit dem letzten Diademe
Der Bergesfürst am Abend unsrer Zeit,
Da feiert auf dem Schutt der Weltssysteme
Der ew'ge Gott den Sieg nach langem Streit.
Die Männer alle, die für Recht gestanden,
Sie schwingen aus den Trümmern sich empor,
Und frei von allen Weltenbanden
Braust durch das neue Werden dann ihr Chor.

Nur nie, wo schonungslos des Bruders Hügel
Die Neugier um den neuen Toten stört,
Fallt meinem düstren Grabroß in die Zügel,
Mir werde nicht, was mich so oft empört.
Und Eichen, Eichen laßet drüber rauschen,
Da weht der Herbstwind dann das Laub herab;
Ich sang im Dämmereschlummer an zu lauschen,
Und's klingt wie deutsche Größe mir ins Grab.

(Nachlaß.)

Max Waldau und die Moderne

von

Dr. Franz Pietsch

Als um die 90 er Jahre des vorigen Jahrhunderts die lauten Verfechter eines neuen literarischen Evangeliums ihre heute bereits wieder sehr unmodern gewordene Richtung „Die Moderne“ benannten, begingen sie einen doppelten Irrtum. Einen logischen, indem sie den Anspruch erhoben, mit den den Begriffsumfang des Naturalismus ausmachenden Elementen das Wesen der „modernen“ Zeit wirklichkeitsgetreu wiederzugeben, und einen historischen, indem sie glaubten, mit ihrer Forderung nach peinlicher Naturwahrheit etwas ganz Neues zu tun.

Tatsächlich nämlich ist das „Alles schon dagewesen“ auch auf den Naturalismus anzuwenden, und zwar in allen seinen Punkten. Es ist eine m. W. noch nicht unternommene, aber lohnende Aufgabe, die naturalistischen Strömungen in vornaturalistischer Zeit aufzuweisen; wer sich an sie heranmachte, würde Max Waldau einen breiten Raum in seiner Betrachtung zuweisen müssen.

Man könnte den Beweis hierfür schon rein äußerlich führen, mit den Titeln seiner Romane. Der erste, „Nach der Natur“, belegt den Willen zur naturalistischen Methode, der zweite, „Aus der Junkerwelt“, das wichtigste naturalistische Stoffgebiet, das soziale. Aber damit wäre doch nur die Oberfläche gestreift. Das Wichtige ist: Hat Waldau im Sinne des späteren Naturalismus gearbeitet und mit welchem Erfolge?

Um den Erfolg gleich vorauszunehmen: Mit geringem. Er war eine zu breit angelegte Natur, zu problembelastet, zu sehr Ethiker und Prediger, um der von ihm selbst aufgestellten Forderung, die Natur bis ins Kleinste genau abzumalen, im strengen Sinne genügen zu können. Er macht Ansätze im Dialog, seine Personen haben lebende, ihm persönlich genau bekannte Vorbilder, es gibt in der „Junkerwelt“ und in „Nach der Natur“ Naturschilderungen, nach denen man geradezu meint, ein Stück oberschlesischen, und nur oberschlesischen Landes, ein oberschlesisches Dorf, genau wiederzuerkennen; aber dann kann er der Versuchung, an einer passenden Stelle einer Person ein paar seiner eigenen Ansichten in den Mund zu legen, nicht widerstehen, Einwände werden gleich mit abgetan, und so geht es nun ein paar Seiten lang um Dinge, die weder für den Gang der Handlung, noch für die Charakteristik der Personen von Wichtigkeit sind, sondern höchstens für die Charakteristik des Verfassers. Das hat zur Folge, daß seine Helden gelegentlich Reden halten, statt zu reden, und so passiert es ihm, daß z. B. der vierjährige Christian in der „Junkerwelt“ zuweisen redet und fragt, als ob er Bakunin gehört und Holbach gelesen hätte.

Aber man darf Max Waldau, der einen wohlbedachten Unterschied macht zwischen der „reinen Idee“ und ihrer „lumpigen Verwirklichung“, mit solchen Dingen nicht schlagen wollen. Daß er an seine eigenen Forderungen praktisch nicht ganz heranreichte, wußte niemand besser als er selber, und er hatte den schönen Mut, sie trotzdem hochzuhalten. Diese Forderungen aber waren im wesentlichen die des Naturalismus, wenn er sie auch bei dem Fehlen der erst mit Darwin gegebenen naturwissenschaftlichen Grundlage natürlich nicht auf die uns heute bekannten Formeln bringen konnte. Aber sein vertrautes Verhältnis zur Natur, Natur als nüchterne, unromantische Wirklichkeit aufgefaßt, führte ihn immer wieder zu dem Leitsatz: „Zur Natur, zur Natur, immer wieder zur Natur! Nicht zurück, sondern vorwärts, denn sie liegt nicht

hinter uns, sie breitet sich vor uns aus!“ Deswegen sein Eifern gegen die verschörkeltsten französischen Parks mit ihren steifen Alleen, geschnittenen Bug- und Tagushecken, die er in einem Atem nennt mit dem „geradlinigten Zopfton Corneilles und Racines“ und der „streng äußerlichen Etikette“, daher sein Eintreten für den englischen Park und den „größten Gartenkünstler unserer Tage“, Fürst Pückler-Muskau. „Wir belauschen die Natur, und unsere Kunst besteht darin, daß wir die Natur benutzen, ihr helfen, aber niemals darin Freude finden, sie sich selbst untreu zu machen.“ Natur ist ihm das Natürliche, Ungekünstelte, Kultur „die Summe aller Korruption“. Naturwahr, ungekünstelt wie ihr Wesen, muß auch die Sprache der Personen sein, und so kommt Waldau, lange vor G. Hauptmann, zur Verwendung der schlesischen Mundart in seiner in „Nach der Natur“ eingeschobenen Novelle vom „Schmied-Franz“, die auch A. Bartels als einen direkten Vorläufer des Naturalismus bezeichnet.

Noch viel erstaunlicher aber ist das Auftreten von Anschauungen in Waldaus Dichtungen, die man nicht anders als eine Vorwegnahme der Zola-Ibsenschen Abstammungs- und Milieutheorien bezeichnen kann. Eine längere Fußnote zu Junkerwelt I 54 beweist, daß Waldau den Roman als — um einen Ausdruck Zolas zu gebrauchen — einen Roman expérimental aufgefaßt wissen will. Dort spricht er, ganz naturwissenschaftlich-medizinisch, von der Möglichkeit einer Aufwärts- oder Abwärtsentwicklung der Individuen, jeweils nach Maßgabe der für jeden besondern Fall vorliegenden physiologischen Bedingungen und fährt dann fort: „Für das im Text Gegebene ist diese Entdeckung von Wichtigkeit, weil sie die Entwicklung des Lebens zu irgendeiner Form — bis auf den besonderen Einfluß, den die Art seines Erweckwerdens (Befruchtung) ausübt — ganz in die Hände des (in) jedem einzelnen Falle mit dieser Entwicklung betrauten Organismus gibt. Hierdurch tritt die Annahme der Bildungsfähigkeit der Geschlechter zu gewissen Zeiten und des Konstantwerden, wie die Notwendigkeit des Unterganges anderer aus der Reihe harzardierender Hypothesen“ usw. In die moderne Terminologie übersetzt, heißt das: Die Entwicklung eines Menschen oder eines Geschlechtes ist nicht abhängig von Zufälligkeiten oder geheimnisvollen Einflüssen, die sich der Analyse entziehen, sondern sie ist eine Funktion der jeweils vorliegenden, durchaus erkennbaren Entwicklungsbedingungen. Das ist bis ins letzte Tüpfelchen genau das, was auch Zola sagt.

Welches sind nun diese Bedingungen? Waldau nennt die modernen Ausdrücke Vererbung und Umgebung nicht, aber er meint sie. Das läßt sich aus zahlreichen Stellen seiner Werke beweisen, ich führe nur zwei an. In der „Junkerwelt“ wird die finstere Gemütsart Christians durch sein frühzeitig aus-



gebrochenes Herzleiden und durch den fortwährenden Umgang mit dem fanatisch-verbitterten Vater erklärt. Geradezu an die Problemstellung in „Mora“ oder den „Gespenstern“ aber fühlt man sich erinnert durch eine Stelle in der 2. Auflage der „Cordula“, wo der Bösewicht Rolf für seinen wilden Charakter die dunkle Abstammung von einer verwahrlosten, am Galgen unter Flügen auf ihr Kind endenden Zigeunerin verantwortlich macht. Diese Stelle ist in der 1. Auflage der „Cordula“ nicht vorhanden, der Dichter hat sie in die 2. Auflage aufgenommen, weil er dadurch den physio-psychologischen Hintergrund seiner Erzählung deutlicher machen wollte.

Die Zahl der naturalistischen Anklänge bei Waldau (wie auch bei einigen seiner Zeitgenossen) ist noch weit größer, ich habe sie in meinem 1921 bei Glauber in Görlitz erschienenen Büchlein über Max Waldau ausführlicher, aber durchaus nicht erschöpfend, zusammengestellt. Hier sei nur noch einiges gestreift.

Zunächst seine Stellung zur Arbeiterfrage, bekanntlich gleichfalls ein Hauptmotiv der Generation um 1890. Einen besonderen Arbeiterstand erkennt Waldau eigentlich nicht an, jeder Schaffende ist ihm Arbeiter, der Beamte, der Landwirt, der Künstler. Geht man aber dem Problem des standes- und klassenbewußt werdenden Arbeiters (im alten, engeren Sinne) nicht bald und mit ehrlichem Reformwillen zu Leibe, so prophezeit Waldau Gefahren. Unmittelbar nach der 48er Revolution (an der er sich nicht beteiligte) schreibt er: „Die eine Hauptfrage, die ihren Oedip sucht, die eigentliche Mine, die den Staaten droht, die Arbeiterverhältnisse, die Lösung des sozialen Wirrwars, wird wieder auf die lange Bank geschoben, und diese Mine sprengt über lang oder kurz doch all das wieder in die Luft, was man jetzt mühsam aufzubauen sucht. Eine soziale Revolution tut uns not, sie ist die größere, die allgemeinere, sie schließt die politische ein.“

Wie aus einer Programmschrift der Naturalisten oder der noch Jüngeren genommen, muten auch die zahlreichen Stellen an, in denen Waldau gegen den Historismus, den er Retrospektivismus nennt, zu Felde zieht. Das ewige Rückwärtschauen und das ungerechtfertigte Begründen mit dem, „was schon immer so war“, die unbefiegbare, überalterte und doch nicht zugrunde gehende Tradition ist es, die immer wieder die Verjüngung der Völker aufhält. Dabei ist beachtenswert, daß Waldau bei aller Ablehnung einer historistisch eingestellten Sinnesart doch historisches Gefühl bewahrt und nicht das Kind mit dem Bade ausschüttet, wie es manche Gegner des Historismus heute tun.

Wer etwa in den der obererschlesischen Abstimmung vorangehenden Tagen die Schriften Max Waldaus las, der mußte sich fragen, ob hier tatsächlich ein Vertreter der 48er Generation sprach, oder einer der allerunmittelbarsten Gegen-

wart. Hier legte ein Mann, der mit Land und Volk verwachsen war, der es liebte und dem Deutschtum erhalten wollte, die Hand an die Wunden Oberschlesiens und zeigte Mittel, sie zu heilen. Es ist nicht der geringste Zweifel möglich: Waldau will ein deutsches Oberschlesien, das Halbasientum des polnischen Landadels hat er köstlich gezeichnet; aber er sieht die Dinge auch auf der anderen Seite, wie sie sind. Und die Regierenden, die damals und später ein Germanisierungsprojekt nach dem anderen schmiedeten, hätten sich von Waldau sagen lassen können, daß mit ein paar schlechtbezahlten Dorfschullehrern keine Germanisierung zu machen ist. Um ein solches Unternehmen gelingen zu lassen, hätte man einen ganz anderen Apparat aufbieten müssen. Wenn das polnisch sprechende Landvolk sich dem Deutschtum zuwenden sollte, mußte es Ursache dazu haben. Die aber hätte es, immer nach Waldau, gehabt, wenn es seinem halb tierischen, in Unterwürfigkeit und Gedankenlosigkeit dahinvegetierenden Dasein durch das Deutschtum entrisen worden wäre. Ein Heer von Schulen hätte das schaffen können. Solange die aber fehlen, glaubt Waldau nicht an eine Hebung des allgemeinen kulturellen Tiefstandes der Landbevölkerung und damit auch nicht an ihre Gewinnung fürs Deutschtum. — Auch wenn Waldau hier in manchen Punkten zu schwarz gesehen hätte, wird man zugeben, daß besser als manch anderer Versuch der von Waldau empfohlene Weg gewesen wäre.

Da gerade die Rede von Max Waldaus politischer Einstellung ist, sei noch eines für unsere Zeit interessanten Beweises seines erstaunlichen Weitblickes gedacht. Max Waldau ist Gegner jeder Regierungsform, also Anarchist, und als solcher natürlich ein besonders leidenschaftlicher Gegner des Absolutismus. Seine Hoffnung auf durchgreifende Umgestaltung der gegenwärtigen Gesellschaftsform aber setzt er gerade auf den Hort des Absolutismus, das zaristische Rußland. Dort müsse sich, so folgert er, unter dem Drucke eines asiatischen Despotismus allmählich Zündstoff in solcher Menge und Energie aufspeichern, daß es in Rußland am frühesten zu einer radikalen Umwälzung kommen würde. Wir haben alle in jüngster Zeit gesehen, wie genau sich diese Voraussage erfüllt hat, wenn auch die Entladung gerade zur Aufrichtung des Kommunismus geführt hat, den Waldau bekämpft.

Wenn man es unternehmen wollte, das Wesen Max Waldaus auf einen Generalnenner zu bringen, so wäre man versucht, ihn einen Intellektualisten zu nennen. Dazu würde aber ein Zug seiner Persönlichkeit, mit dem er wieder ganz in die neueste Zeit paßt, völlig im Widerspruch stehen: seine Mystik. Dieser scharfe Geist, der sich mit den Mitteln einer peinlich exakten kritischen Analyse sein monistisches Weltbild formte, hat Halluzinationen gehabt und ist ein Freund und Verehrer Justinus Kerners gewesen. In seinen

Werken freilich spiegelt sich diese Seite seines Wesens nur gelegentlich wieder, das bekannteste Zeugnis ist das in die „Junkerwelt“ eingeflochtene Märchen „*Asperula odorata*“, ein kleines Kabinettstückchen voll einer feinen, ganz im Schauen aufgehenden Mystik, die in dem mit Reflexionen angefüllten Rahmen fast wie eine Erlösung wirkt. Ein Versuch, diese träumerische Versonnenheit in das Gesamtbild von Waldaus dichterischer Persönlichkeit organisch einzugliedern, dürfte kaum gelingen, es scheint sich um eine der Bruchstellen in seinem Wesen zu handeln, die nicht ganz selten sind.

Für manchen jung verstorbenen Dichter, für Th. Körner z. B., ist der frühe Tod ein Glück gewesen. Für Waldau war er ein Unglück. Er hatte alles, was er zu geben hatte, erst in Ansätzen entwickelt. Vermutlich würde er sich, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, vorwiegend zum Kritiker und Theoretiker ausgebildet haben und hätte als solcher eine nicht unbedeutende Rolle in seinem Zeitalter gespielt. Aber auch der Mag Waldau, wie wir ihn heute haben, sollte nicht von einer so großen Zahl von Literaturgeschichten einfach totgeschwiegen werden. Eine neue Richtung in der Literaturgeschichtsschreibung vollends, die von der herkömmlichen aufzählenden und abwägenden Art abieht und statt dessen Ideengeschichte, Geschichte des literarischen Geschmacks und Gesichter von Zeitepochen geben will, wird in Zukunft an Mag Waldau nicht mehr vorübergehen dürfen. Das darf schließlich auch Oberschlesien erwarten, das doch nicht bloß — wenn überhaupt — das Land Eichenborffs ist.

Waldau und die Musik seiner Zeit

von

Wolfgang von Hauenschild

Waldau war zweifellos so musikalisch, wie es einer, dem Musik als Hörer künstlerischen Genuß bereiten soll, sein muß. Wohl saß er in Mußestunden auch oft und gern selbst am Klavier, mächtig weitbogige musikalische Linien improvisierend, wobei er besonderen Wert auf klangvolle Bässe legte — wohl mag er auch die Grundsätze einfacheren harmonischen Geschehens gekannt und bei seinem Spiel verwendet haben — es mag auch sein, daß das musikliebende Element in ihm, das sich ja oft schon in der Sprache seiner Dichtungen offenbart (obwohl ich da den rhythmischen Grundzug als den stärkeren gegenüber dem melodischen anspreche) in anderer als seiner ländlichen Umgebung sich besser entfaltet hätte — sicher ist, daß seine Einstellung zur Musik nicht auf rein musikalischem Wissen und Können, sondern auf intensiven Gefühlen beruhte.

Aber er erkannte die Musik als Herrscherin in einem Reiche an, dessen Gebiet erst recht eigentlich jenseits der Grenzen beginnt, die das Reich der Wissenschaft abschließen, und dort, wo er sie nach ehrlicher Überzeugung fördern konnte, tat er es deshalb, weil sie ihm eine lebensnotwendige Ergänzung der exakten Materie erschien, innerhalb deren er sich sonst geistig bewegte.

Er hat einmal im Anfang der fünfziger Jahre vorigen Jahrhunderts, eben um erkenntnisfördernd zu wirken, persönlich in einen Konflikt des deutschen Musiklebens eingegriffen. Das kam folgendermaßen: Robert Franz, der in seinen Liedern op. 13, 1—6 Waldausche Texte vertont hat, korrespondierte in dieser Zeit, wo der Kampf der Schumann-Mendelssohn-Klique gegen Wagner und Anhang mit seinem ebenso widerwärtigen wie fruchtlosem Geschrei die musikalische Welt erfüllte (übrigens gaben sich beide Teile an wenig schöner äußerer Form und Mangel an Sachlichkeit nichts nach!) mit Waldau. Franz, der ebenfalls zunächst skeptisch dem Wagnerischen Werk gegenübergestanden hatte, war, einer Einladung Liszt, mit dem Waldau wegen der geplanten Goethestiftung in loser Verbindung stand, zur Lohengrin-Aufführung nach Weimar folgend, vollkommen aus ehrlichster Überzeugung umgeschwenkt und hatte brieflich, wie Seidl berichtet, „privatissime, also frei von der Leber wegredend, seinem Herzen über den Lohengrin Lust gemacht“. Waldau, dem Kulturprobleme über jede private Rücksicht gingen und der Objektivität genug besaß, dem Werke Wagners, trotzdem dieser seinen Intentionen betr. die Goethestiftung durchaus nicht freundlich gegenüberstand, weil er sie wohl in andere ihm näherliegende Bahnen gelenkt wünschte, höchste Wertschätzung entgegen zu bringen, hatte sofort einen Auszug aus dem Franzischen Briefe hergestellt und die „Schlesische Zeitung“ brachte wenige Tage darauf diesen Aufsatz, der natürlich als neuer Zündstoff sofort Franz und dem Weimarer Kreis in die Hände gespielt wurde. Als bald erschien Hans von Bülow in Halle, um von dem nunmehrigen Hallenser Paulus, der soeben Waldau für seine literarische Indiskretion Absolution erteilt hatte, den Abdruck des Aufsatzes in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ und zwar ausdrücklich mit Namensunterschrift zu fordern. Franz lehnte das ab, weil er sich, seiner Eigenart entsprechend, nicht öffentlich in den Kampf einmischen wollte. Als bald erschien ein zweiter Gesandter aus Weimar — wieder vergeblich. Schließlich schrieb Liszt selbst. Nun gab Franz aus Dankbarkeitsgründen nach und als Folge ergoß sich eine Flut hämischer Verdächtigungen der Gegenpartei auf den Apostaten. — Man kann sich nicht ganz eines Lächelns erwehren, wenn man sich klar macht, daß jenes für damalige Zeit hochwichtige Zeugnis für Wagner nie ans Tageslicht gekommen wäre, wenn Waldau nicht — er mag wohl die wundervoll feine, aber überzarte Zurückhaltung Franz's gekannt haben — mit rauher Faust, seiner Kämpfer-

natur entsprechend — — — indiskret gewesen wäre. Man soll solche Indiskretion gewiß nicht preisen. Aber ich tue das in diesem Falle doch, selbst auf die Gefahr hin, daß meine Beurteilung verworfen werde. —

Den „Tannhäuser“ kannte Waldau aus eigener Anschauung. Er spricht darüber als „von jenen eigentümlichen Gebilden von Klang und Dichtung, die gekommen zu sein scheinen, ein altes Problem zu lösen“ und daß er die „wunderbaren Klangfügungen, die musikalische Charakteristik der handelnden Personen und das Ineinandergreifen der Handlung selbst nie vergessen werde“. Immerhin ein Urteil, so fortgeschritten in damaliger Zeit, daß man, als von einem Laien abgegeben, staunt. Sind doch in diesen kurzen Worten alle die Punkte herausgefunden, die einen großen Teil der Wesenheit des Wagnerschen Kunstwerks ausmachen. Man halte die Bemerkung Schumanns über den „Tannhäuser“ in seinem Opernbüchlein dagegen, wo über Wagner gesagt wird: „Wär' er ein so melodioser Musiker, wie er ein geistreicher ist, er wäre der Mann der Zeit.“ — — Eben diese Zeit gab dem treffsicheren Laieninstinkt Waldaus entgegen dem kritisch wägend-wissenden Musikergeist Recht. — — —

Wie er in mancherlei Gedankengängen seiner Zeit um einige Spannen voraus war, so ist das, was er bezüglich seiner Stellungnahme zum musizierenden Künstler hinterlassen hat, wiederum — um mich musiktechnisch auszudrücken — eine „Dorausnahme“. Erst Weißmann hat vor wenigen Jahren in seinem trefflichen Buch „Der Virtuose“ wieder an dem gleichen Thema gerührt und jene charakteristischen Merkmale aufgedeckt (natürlich der größeren Distanz entsprechend in erheblich erweiterter und eingehender Weise), die den Schlußstein des Akrobaten-Virtuosentums, der Paganini heißt, von dem Fundament des menschlichen Virtuosen-Musikertums, genannt Liszt (und Folgererscheinungen), unterscheiden. Wir verdanken die Kenntnis dieser Tatsache einem 1851 in der „Breslauer Zeitung“ erschienenen Aufsatz über „Franz Liszt als Schriftsteller“. Freilich, Liszt und Waldau mußten sich in einem Punkte erkennen, der als beiden gemeinsame Eigenschaft ihr Charakterbild so sehr sympathisch macht: Der absoluten künstlerischen Selbstlosigkeit. Was in dem Lisztschen Wort: „Ich kann warten!“ ausgesprochen wird, drückt Waldau so aus: „für den rechten Künstler liegt fast eine höhere Freude darin, die Schöpfungen Anderer anzuerkennen und zur Anerkennung zu bringen, als die eigene anerkannt zu sehen“. Fürwahr ein Satz, der weit über den Alltag hinausreicht und mehr denn je für die heutige Zeit Geltung haben sollte. — Waldau erkannte in Liszt den Menschen, der mit einer Handbewegung den Virtuosen beiseite schob, wenn es sich um etwas handelte, was er neidlos als wertvoll anerkannte und dafür eintreten zu müssen glaubte. Aber er erkannte außerdem, daß Liszt auch sonst nicht mehr den vom fahrenden Akrobaten stam-

menden Virtuosen alten Stils verkörperte, für den ihn damals fast die gesamte Welt hielt, sondern daß ihm das reine Menschen- und Musikertum höher stand, als der Tastenjongleur. Und daß Liszt unter dem Unverständnis des Publikums, daß nur den Virtuosen, nicht den tiefempfindenden Musiker und Menschen hören und anerkennen wollte, maßlos litt. Vielleicht hat die in dem erwähnten Aufsatz berichtete Anekdote, wo zum Schluß des Konzerts der Musiker Liszt an die Hörer appelliert und sich tief enttäuscht mit bitter-ironischem Lächeln von soviel Verständnislosigkeit abwendet — es liegt da sicher ein Vorkommnis zugrunde — in den Leserkreisen der Zeitung das Verständnis dafür erweckt, daß hinter dem Bajazzogewande des Tastenakrobaten auch das Herz eines Menschen und Musikers schlagen kann. Heute, wo dieser Typ des reisenden Künstlers jedem geläufig ist, ziemt es sich, rückblickend derer zu gedenken, die in Wort und Tat für — man kann es ruhig so nennen — die Aufnahme des neuen Virtuosen in die bürgerliche Gesellschaft eingetreten sind. Doppelt muß daher auch bedauert werden, daß von dem vielgenannten Waldbauschen „Jongleur“ nur der Titel der Nachwelt überkommen ist. Wer weiß, welche in die Zukunft weisende, psychologisch wertvolle Zergliederung jener Menschentyp erfahren hätte, der sich vom entrechteten Gaukler in Jahrhunderten zum künstlerischen Führer der musikalischen Menschheit entwickelt hat, deren höchster Vertreter bis jetzt vielleicht Busoni gewesen ist.

Nochmals Waldbau: „Der Künstler macht n i c h t f ü r s i c h Propaganda, sondern f ü r d i e K u n s t, für das Schöne, deren Apostel er ist.“ Diese Worte sind in übertragenem Sinne auch der Zeitsatz seiner Wirksamkeit gewesen. Deshalb ist er nicht vergessen worden. Wohl kann eine Periode gleißenden Scheins — und das waren in künstlerischer Beziehung die Jahre nach 1870 bis zum Weltkrieg — Echtheit eine Zeit lang überwuchern, aber vernichten vermag jene Zivilisationstünche, deren Erbsünden „Bequemlichkeit“ und „Tradition“ heißen (was übrigens recht häufig verwechselt wird!) kein Wort und keine Tat, die bleibende Werte bergen. — —

Zur politischen Einstellung Max Waldaus

von

Friedrich Kaminsky

Ein Blick auf obererschlesische Kreiskarten läßt uns einige Ortsnamen entdecken, welche den seltsamen Namen Amerika führen, so z. B. bei Döbern, Kr. Oppeln oder in Biskupitz, Kr. Hindenburg (Flurnamen). Ferner fallen in Städten (z. B. Oppeln) Wirtshausnamen wie „Weißer Pascha“ oder „König von Rumänien“ auf. Diese Bezeichnungen sagen uns, daß hier einst Leute gewohnt haben, die nach Amerika, Rumänien usw. ausgewandert sind oder auswandern wollten. Solche Namen versetzen uns in jene trübste Zeit Oberschlesiens, als die Verzweiflung bis zum Höchsten gestiegen war und das arme Volk nur noch in der Auswanderung einen Ausweg aus des Lebens Mühsal erblickte. Diese Zeit begann in Oberschlesien um 1840 und fand erst nach dem Kriege von 1870 ihren Abschluß. Es war damals die große Zeit der *Europamüdigkeit*, die von Lenau, Gorkow u. a. festgehalten wurde. Oberschlesier von Namen sind damals der Heimat verloren gegangen, z. B. Dr. Eduard Schnitzer aus Oppeln, der als Emin Pascha im Süden ermordet wurde, Dr. Arnold Mendelssohn aus Neiße, ein Vetter des gleichnamigen Komponisten und Busenfreund Ferdinand Lassalles, der an der Grenze Persiens elend durch den Typhus umkam. Auch von den beiden Fürstensöhnen von Sulkowsky, deren einer zum Muttermörder wurde, heißt es, daß sie nach Amerika auswanderten. Alle trieb die Verzweiflung hinaus, der Mißmut über die herrschenden Zustände und die Hoffnungslosigkeit, daß es in der Heimat je besser werden würde.

Diesem allgemeinen Pessimismus setzte ein obererschlesischer Dichter und ein, wenn auch ganz anders gearteter, Zeitgenosse Eichendorffs ein lebensbejahendes Element, den Glauben an die Kraft der Heimat, entgegen: Georg von Hagenschild. Diesen Glauben brachte er aber, ohne die höchsten Qualitäten eines epochemachenden Dichters je zu erreichen oder auch zu versprechen, in Beziehung zu einer geradezu verblüffenden Ehrlichkeit im Dichten und Leben, so daß er trotzdem eine auffehererregende Erscheinung der deutschen Literatur wurde.

Diese seine Seelenstimmung befähigte ihn, seherisch die Geleise der Zukunft aufzudecken und ebenso schöpferisch selbst Neuland zu betreten, indem er nicht nur ein Vorläufer des Naturalismus wurde, nicht nur die erste schlesische Vorgeschichte im 2. Band „Nach der Natur“, 2. Auflage) schrieb, nicht nur als erster auf das zweisprachige obererschlesische Volkstum als eine Wurzel heimatlicher Erneuerungskraft hinwies, selbst den obererschlesischen deutschen Dialekt anwandte, sondern auch, indem er in den kulturpolitischen Ausblicken seiner Romane eine politische Durchdringung des Lebens bewies, die uns heute be-

lehrt, überrascht und sonst Unbekanntes Gebliebenes getreu überliefert. Hauenschild als Politiker ist nur zu verstehen aus der Stellung der damaligen Literatur zum Weltbild. Es war die Zeit, wo Richard Wagner sogar auf den Barrikaden Dresdens gekämpft hat, wo der schlesische Dichter Friedrich von Sallet sang:

Sonettchen an Amanda,
Die bringen wir nicht mehr,
Es ward zur Propaganda
Das deutsche Dichterheer.

Nämlich: Hoffmann v. Fallersleben, Freiligrath, Uhland, Prutz, Herwegh, Kinkel. Zu den beiden letzteren und Hoffmann stand G. v. Hauenschild in engen Beziehungen, ob auch mit Max Ring, seinem ober-schlesischen Landsmann, ist zweifelhaft. Noch ungewiß erscheint es, ob Max Waldau und Cassalles Lebenswege sich nie gekreuzt haben sollen. Beide waren gleichaltrig, in einem Jahr und in einer Stadt (Breslau) geboren, und von Cassalle wissen wir, daß er vor 1843, also als Waldau das Gymnasium in Leobschütz besuchte, öfters Gast des Barons Hubert von Stücker auf Schillersdorf, Kr. Ratibor, war. Und als 1845 Stücker sein Gut an die Rothschilds verkaufte und nach Berlin übersiedelte, da war es Cassalle, der dem Baron große geschäftliche Projekte und lange philosophische Briefe zusandte. Sollten da Cassalle, der aus einer ober-schlesischen jüdischen Familie (Cassall, Cosl, Coslau) stammte, und G. v. Hauenschild nicht auch in nähere Berührung gekommen sein? Fand man doch in Waldaus Bibliothek das Buch des Sozialisten Alexander Herzen: „Rußlands soziale Zustände“ vor, ein Beweis, daß sich der Dichter in seiner ober-schlesischen Abgeschiedenheit mit der sozialistischen Literatur beschäftigte. Einte doch außerdem um diese Zeit beide das gemeinsame Band der Hochachtung und des Briefverkehrs mit Heinrich Heine, dem literarischen Pol vieler republikanischer Literaten von 1848.

Andererseits muß hervorgehoben werden, daß sich Max Waldau in einem erst von Pietzsch in seiner Doktorschrift¹⁾ veröffentlichten Briefe an den Literaturkritiker Stahr über „unsre Marx, Engels und Schöffels usw.“ lustig macht, die „für 100 000 Reichstaler duzendweise zu kaufen seien“. Und weiter fährt er fort: „Wer sich nicht bis zur Idee durchzuschlagen vermag, bleibt in seinem Sumpfe stecken und hält zuletzt stinkende Irrlichter für Sonnen.“ Dazu ist zunächst zu sagen, daß Max Waldau schon 1855 starb und daß er die Auswirkung der Persönlichkeit von Marx und Engels, also eben das, was Waldau

¹⁾ Franz Pietzsch: Max Waldau, Ein Beitrag zur Geschichte des Jungen Deutschland, Breslau, 1921.

selbst das „Sich-Durchschlagen bis zur Idee“ nennt, garnicht hat kennen lernen können. Vielmehr wurde er durch das Fehlschlagen der Revolution 1848 und durch die gleichzeitig auftretende Typhus- und Hungerepidemie in Oberschlesien geistig so erschüttert, daß er sich ganz aus dem öffentlichen Getriebe zurückzog und nur sich selbst lebte. Seine bisherige geistige Entwicklung hat sich aber in sehr raschem Heranreifen vollzogen, was er dadurch besonders verrät, daß er 1848 im Roman „Nach der Natur“ über die Zustände in Oberschlesien ganz prononzierte scharfe Urteile fällt, die für damalige Zeiten so wirken mußten wie die Ansicht, die heute der extremste Bolschewist über das bürgerliche Leben einer Beamtenpensionsstadt fällen würde. Der sich mit Oberschlesien besonders befassende 2. Teil des Romans erschien in der 2. Auflage aber schon 1851, und doch finden wir ihn hier neu bearbeitet, gekürzt, ergänzt, ja verändert.

In vielen Fällen sehen wir, wie sich sein Urteil in kurzer Zeit vielleicht etwas gemildert hat; und das ist für uns Oberschlesier besonders interessant. Aus folgenden Gründen: Auf Seite 75 der 1. Auflage finden wir eine Ablehnung der Lehrmethode auf den landwirtschaftlichen Anstalten, gemeint und unschwer zu erkennen ist, bei der Beziehungsfülle aller seiner realen Angaben auf oberschlesische Dinge, die landwirtschaftliche Hochschule in Proskau, deren ordentlicher Student er gleich zu Anfang 1847 wurde. In der kurzen Zeit, wo Waldau sein Gut Tscheidt bewirtschaftete, muß er wahrscheinlich seine Ansicht revidiert haben, denn in der 2. Auflage ist der ganze Passus fortgelassen. Desgleichen die hämische Glossierung des Allerwelts-Abenteurers Wit van Döring, der in den 40 er Jahren in Oberschlesien die Branntweinpest bekämpfen half (1. Aufl., S. 115). Die Weglassung der etwas abfälligen Worte über den Befreiungskrieg von 1813 auf Seite 103 ist besonders interessant, da hier die Kürzung nicht aus Raumersparnis vorgenommen, sondern der Gedanke lediglich in seiner Schärfe abgeschwächt ist. Ferner enthält gegen Schluß der 2. Teil in der 1. Auflage die Schilderung des Verlaufs der Revolution in Breslau, wobei die Grafen Reichenbach und Schlössel erwähnt sind. Dieser ganze Passus fehlt dann, als wäre der Dichter zu einer andern Auffassung der Ereignisse gelangt, oder als halte er die Angelegenheit nicht für so wichtig. In diesem Falle aber hätten ebenso gut weite Strecken der Zeitschilderungen fallen müssen. Aus dem Gesamteindruck ergibt sich daher die Gewißheit, daß die Entwicklung des Dichters nicht nur nach der formalen Seite, sondern auch nach der Beurteilung realer Dinge hin einem sehr raschen Tempo unterlag. Ähnlich ja auch die Stellung zu Heine, erst überschwänglich, zujauchzend, dann kritischer ablehnend; zu Fürst Lichnowsky desgleichen, erst scharf kritisierend, dann nach seinem Tode ihn milder beurteilend. Dieses rasche Tempo wird begleitet von dem Bewußtsein

des Dichters, daß er nicht lange leben würde, eine Vorausahnung, die sich ebenso erfüllt hat wie manche unmotiviert erscheinende politische Voraussage des Dichters.¹⁾

Angenommen, wir hätten das Leben eines 50- und nicht 30-Jährigen vor uns, so würden wir bei der Lauterkeit des Dichters und seinem Zielbewußtsein sicher ein weniger widerspruchsvolles Bild seines politischen Denkens wahrnehmen, als es jetzt der Fall ist. Die Frage, ob Max Waldau ein Sozialist im Sinne der Vorkriegsauffassung war, muß natürlich schon deshalb verneint werden, als es ja damals eine sozialdemokratische Partei im Sinne des Wortes nicht gab. Standen sich doch selbst Marx und Lassalle damals noch fremd gegenüber. Aber auch Sozialist im Sinne der Welt- und Wirtschaftsanschauung war Waldau nicht, obwohl in seine demokratische Gesinnung nicht der geringste Zweifel zu setzen ist. Auch die wirtschaftspolitische Einstellung von S. 70, Nach der Natur, 1. Aufl., 2. Bd. beruht auf keinem fortschrittlichen Standpunkt. Es kommt noch viel Manchesterertum zum Durchbruch, nebliger Liberalismus, stark betonter Wirtschaftindividualismus.

Was ihm aber von vornherein die Achtung aller erwerben muß, ist ein starkes Heimatgefühl und eine auf sich selbst beruhende Liebe zur Wahrheit. Aus dem Zusammenklingen dieser beiden Momente entsteht sein Grundsatz, der eine eminent politische Bedeutung hat: „Es gibt keine Universalmedizin für kranke Staatsverhältnisse.“ Anders muß Belgien geheilt werden als Schlesien. Und doch ist G. v. Hauenschild unentwegter Republikaner. Siegt hierin nicht ein Widerspruch?

Scheinbar. So sehr er sich wohl auch als Weltbürger fühlt, so kann man, sagt er, ein solcher nur durch sein Volk sein. Wie allen Republikanern von 1848 stand auch ihm ein einiges Deutschland im Brennpunkt des Interesses. Das zu erreichen, war aber nur im Gegensatz zu den Fürsten möglich. Und so sang er in der „Vision auf den Hohenstaufen“:

„Laßt schlafen die alte deutsche Schmach,
Laßt schlafen den alten Kaiser,
Die Alten werden nur älter gemacht
Und werden doch nimmer weiser.“

Auf seiner Einsicht in die Notwendigkeiten der Heimatprovinz beruht nun die Schärfe seines Urteils über wirtschaftliche Notwendigkeiten. Hier ist es nun, wo wir Hauenschilds politische Weitsicht nicht genug bewundern

¹⁾ Die Feststellung der schnellen Entwicklung des Dichters, die hier F. Kaminsky an der Hand der beiden Auflagen des Romans „Nach der Natur“ nachweist, unterstützt die Behauptung des folgenden Beitrages von der inneren Wandlung Georgs von Hauenschild.

können. Hier baut sich ein politisches Wirtschaftssystem auf, das dem des modernen Sozialismus sehr nahe kommt. Klar erkennt er die ungünstige Lage Oberschlesiens in bezug auf die Hüttenindustrie, den Getreidemarkt, den Leinwand- und Wollhandel. Daraus und aus dem ober-schlesischen Volkscharakter entwickelt er, immer vom Standpunkt der damaligen Katastrophe aus gesehen, die Unmöglichkeit einer weiteren Güterzertrümmerung (S. 73, 2. Teil, Nach der Natur, 1. Aufl.), fordert aber mit aller Schärfe die Hebung des ober-schlesischen Landvolkes durch Gesetz und Selbsthilfe. Trotzdem er als Adliger und Grundbesitzer genau wußte, daß sich eine solche Bewegung gegen ihn selbst wenden müßte, gab er doch uneigennützigerweise große Summen für die soziale Besserung aus.

Ja seine Einsicht in das Wirtschaftsleben ist so differenziert sozialistisch, daß er die soziale Revolution für das Primäre, für die Grundforderung hält, welche die politische Revolution in sich einschließt (S. 310). Sogar dem Beamten weist er die richtige Stellung im veränderten Staatswesen zu, indem er ihn lediglich als Lohnempfänger ansieht, den zu erhalten die Gesamtheit verpflichtet ist. Seine rechtlichen Voraussetzungen nimmt Walbau, anscheinend ein Gefolgsmann Savignys, aus den Forderungen des Naturrechts und ist so in seiner ganzen geistigen Einstellung für seine ober-schlesische Umgebung ein unerhörtes Novum, das weit bis über die Grenzen der Heimat bekannt wird. Heute wäre der Ausdruck „Anarchist“ noch eine Abschwächung seiner eigenartigen Natur. Bezeichnend für den Haß, mit welchem er verfolgt wurde, ist, daß man in Hamburg eine Irrenanstalt einfach nach ihm „Walbau“ nannte. Noch vor dem Kriege nahm man es vielfach der Lehrerschaft übel, wenn diese offen die Bücher Waldaus las. Nur im Verborgenen gab man sie weiter, wie ein streng verbotenes Gift. Indes unterstrich die Weltgeschichte mit ehernem Griffel die Zukunftsbilder, welche Waldaus Sehergabe vorherschaute.

Sein Wort, daß nicht ganz Schlesien die Probe, ob es sich sprachlich und politisch zu Deutschland halten würde, bestehen werde, ging leider in Erfüllung; desgleichen die Prophezeiung an Österreich.

„Es ist nicht Jericho allein gefallen
Um eines Liedes Schallen,
Und wenn dereinst ein Lied dein Volk durchdrungen,
Dann bricht die Nemesis an Österreichs Throne
In zwanzig Stücke deine Kaiserkrone.“

Es ist nicht eigentlicher Haß, der ihm solche Worte diktiert, vielmehr eine über-ragende Einsicht in die politische Entwicklung. Sie läßt ihn auch Preußen gegenüber gerecht werden, obwohl er Preußen ganz richtig im Sinne des

Großdeutschen charakterisiert, nämlich als ein notwendiges Übel. Er verurteilt den Begriff Preußens als „Feldlager“ (S. 9), spricht verächtlich von der „Militärkolonie, Preußen genannt“ (S. 223) und von dem „modernen Kasernen- und Laternentypus, schal und platt wie alle Berliner Erfindungen“ (Junkernwelt, Roman I, S. 138). Und hier ist es, wo seine Urteilskraft in eine glatte Ablehnung jeden Militarismus mündet. „Der Krieg ist immer ein mehr oder weniger anarchischer Ausnahmezustand.“ (S. 9, Nach der Natur.) „Die Militäranstalt, der Staat, erzieht fleißige Menschen zu Strolchen, Dieben und Gaunern.“ (S. 101.)

Nach solchen unerhört freien Meinungsäußerungen wird eine ebenso glatte Ablehnung aller mechanisierenden Kirchlichkeit nicht wundernehmen. Die Verspottung des obererschlesischen Klerus mag noch angehen und durch glaubhaft überlieferte Auswüchse zu entschuldigen sein. Aber die Bezeichnung des Kreuzes als „antiker Galgen“ (S. 30) und der „schwarzbraunen Muttergottes“ (S. 63) sind nur zu verstehen, wenn man bedenkt, daß der Dichter sich in einem Zustande rettungsloser Hoffnungslosigkeit befand. Von der großen Politik abgestoßen, von dem Auswirken der „Demokratie“ enttäuscht, auf sein Gut angewiesen, soll er im abgelegenen Oberschlesien — nach glänzender Studentenzeit in Heidelberg — sein Leben verdämmern. Man muß die Berichte vom Toben der Brannntweinpest, dann die Schilderungen berühmter Ärzte wie Dirschow,¹⁾ Dr. Heller²⁾ u. a. gelesen haben, man muß wissen, daß selbst eine Kapazität von Ruf auf dem Gebiete der Seuchenbekämpfung, Geh. Medizinalrat Lorinser in Oppeln, als langjähriger Dezernent einfach versagte und in religiöse Schwärmerei verfiel, also in das Gegenteil von dem, was mit Waldau geschah, dann hat man eine lebende Verdeutlichung dessen, was Waldau meint, als er (auf S. 62, Nach der Natur, II) Stein, hinter dem sich der Dichter selbst verbirgt, sagen läßt: „Jeder Dualismus stellt sich als Lüge heraus, wenn man die Konsequenzen zieht. Die höchste Steigerung beider getrennt gedachten Richtungen ist ewig ein- und daselbe.“ Anarchistische Aristokratie und kommunistischer Völkerbeglückungszwang führen aus der Politik des Möglichen hinaus, entweder zur Utopie oder zu grausamen Experimenten. Waldau drückt es kurz so aus: „Ich bin viel zu sehr Aristokrat, um nicht Republikaner zu sein.“

Uns Oberschlesiern ist aber Waldau mehr als nur ein theoretischer Politiker. Dadurch, daß er Politik und Dichtung an den Heimatboden gebunden aufwies, ist er uns ein Prototyp zukünftiger Entwicklung geworden.

¹⁾ Dirschow, R.: Mitteilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhusepidemie. Berlin, 1848, G. Reiner.

²⁾ Schles. Provinzialblatt 1868, Neue Folge, S. 350.

Die innere Wandlung Georgs von Hauenschild

von

Dr. W. Mak

Verfolgt man die Lebensbeschreibungen russischer Dichter, so stellt man bei den meisten in einem bestimmten Alter eine Abwendung von vorher vertretenen Anschauungen fest. Fast immer kehren sie nach einer Zeit des Sturmes und Dranges zur russischen Frömmigkeit zurück. Die Jugendaufsichten scheinen oft nur ein Aufbäumen gegen die Überlieferung zu sein, der sie allmählich dann doch erliegen. Gar mancher, der in seiner Jugend wegen Beteiligung an revolutionären Vereinen verbannt war, entwickelte sich, als er aber die dreißiger Jahre überschritt, zu einem frommen Christen und zu einem glühenden Verehrer des Kaiserhauses.

Wenden wir uns in diesem Hinblick Georg von Hauenschild zu, so fühlen wir öfters beim Lesen seiner Werke, daß er sein wahres Wesen, seine Urmelodie, noch nicht gefunden hat. Zwischen den Zeilen horchen wir wohl hier und da auf und stellen eine gelegentliche Abwendung von seinem schroffen Radikalismus fest. Ganz klar tritt diese Wandlung, die in seinen letzten Lebensjahren eingesetzt hat, hervor, wenn wir das Handexemplar der „Blätter im Winde“, das sich in der Familie forterbt, zu Rate ziehen. Der Dichter beurteilt hier die meisten seiner gedruckten Erstlinge sehr abfällig. Zu dem Gedichte „Die Freiheit“ bemerkt er: „Ein zügellos unschönes Gedicht voll frischer Bilder, aber für eine meiner Perioden typisch und mir darum lieb.“ Er unterscheidet demnach selbst in seiner Entwicklung verschiedene „Perioden“, also überwundene Standpunkte. Wie sehr er sich von seinem früheren Denken entfernt hat, zeigt uns die Notiz zu dem Gedicht „Es gilt! In diesen Versen forderte er:

„Die Menschen, der besten Rechte beraubt,
Sie gilt's, aus der Tiefe zu heben.
Vernichtung den Kasten, die ahnenbestaubt
Als Sklavenvögte nur leben.
Wir brauchen aber die Vögte nicht mehr,
Wenn keine Sklaven mehr fronen. . . .“

Dieses Gedicht ist durchgestrichen, daneben steht: „Tiraden und Unsinn.“ Eine schroffere Abkehr von den Jugendaufsichtungen kann man sich kaum denken. Der Dichter ist aber offenbar auch auf kirchlichem Gebiete zu einer anderen Überzeugung gekommen. Während er in seiner radikalen Zeit jegliches Kirchentum ablehnt und auf eine Richtigstellung einer mißverstandenen Äußerung gewiß wenig Wert gelegt hätte, beeilt er sich in der „Rahab“ sofort seine An-

schauung über das Christentum klar zu stellen, als einige Strophen seines Widmungsgedichtes falsch aufgefaßt wurden. Er schreibt da im Nachwort: „Der Gottesbegriff, den ein Volk eine Zeit produziert, ist der Name, die Aufgabe, der Schutzgeist dieses Volkes zu dieser Zeit. Ist die Aufgabe gelöst, die regierende Idee zur äußersten Höhe entwickelt, so ist die Zeit des Volkes vorüber, das Volk hört auf, ein aktives Glied in der Kette des menschlichen Entwicklungsganges zu sein, seine weitere Existenz wird eine vegetative. Dies Gesetz gilt so lang und gilt noch überall dort, wo nicht durch das Christentum mit der absoluten Geistigkeit und Innerlichkeit der Gottesanschauung eine universelle von der Nationalität unabhängige, von keiner Lokalität bedingte Gottesidee geschaffen wurde. Von dieser universellen Gottesidee ist an der beregten Stelle nicht die Rede, — was freilich der Zusammenhang dem Kundigen von selbst ergeben müßte. Das Christentum hat den „Gedanken“ emanzipiert und — „die Pforten der Hölle werden ihn nicht überwältigen“. Der letzte, klarste, äußerste Gedanke könnte erst als Todesseufzer von den Lippen des letzten Menschen verschweben. Die Gedanken mögen wechseln, aber die Kraft, die das Denken gibt, der Gott, dem das Christentum sein Reich bereitete, bleibt ewig derselbe.“

Diese Worte beweisen, wie tief der Dichter von der Idee des Christentums durchdrungen war. Er besuchte vor seinem Tode auch den Gottesdienst, was wir von dem früheren radikalen Gegner der Kirche und der Geistlichkeit doch kaum annehmen können. Für diese innere Wandlung ist die Erklärung nicht schwer. Blättern wir in seinen Jugendgedichten nach, so sehen wir, daß er geradezu von einer schwärmerischen Frömmigkeit erfüllt ist. Unter anderem findet sich im Nachlasse ein „Abendgebet zur Madonna“. Diese Überschrift ist schön mit roter und blauer Tusche nach Art der liturgischen Bücher ausgemalt. Die erste Strophe lautet:

„Der Abend sinkt, betaut mit Perlennauß
Die Blumen, rings die Halme und das Gras.
Sieh in den Tröpfchen schwimmen hell die Sterne.
Sei so auch Du uns nah, Du ewig Ferne,
Blicke mit schützenden Augen herab,
Heilige wende von uns Dich nicht ab!“

Ebenso fromm waren auch die Vorfahren Georgs von Hauenschild, die stets als erste mit der Kerze in der Fronleichnamsprozession mitgingen. Wegen seiner Frömmigkeit wurde sein Vater in seinem Regiment der „Dominusvobiscum“ genannt. Für uns erhebt sich also die Frage, wie der Dichter in die heftige Gegnerschaft zur Kirche und Geistlichkeit gekommen ist. Seine Stellungnahme ist zunächst aus dem überaus großen, jugendlichen Freiheitsdrange und dem

Streben nach völliger geistiger Unabhängigkeit zu erklären. So mußte er ein Gegner jeglichen weltlichen und kirchlichen Gesetzes werden. Zu der ablehnenden Haltung gegen die Kirche werden wohl auch sehr viel die Kämpfe beigetragen haben, die er in Reife mit seinem Religionslehrer Schneeweiß auszutragen hatte, mit dem er dauernd auf dem Kriegsfuße stand. Dieser wird wohl auch den Byron des Dichters verbrannt haben, welche Tat Franz Pietzsch in seinem Max Waldaubuch einem Verwandten des Dichters zuschreibt. Der Siebzehnjährige befand sich damals in Reife auf dem Gymnasium. Welcher Verwandte hätte sich wohl herausgenommen, derart gegen G. v. H. zu verfahren, da sein Vater tot war? Auch überschreibt der Dichter das Gedicht, in dem er empört das Autodase besingt, mit den Worten: „Als mir S. den Byron verbrannte.“ Auch nach Ansicht des Geheimrates von Hauenschild ist S. der Religionslehrer Schneeweiß. Die Verbrennung seines Lieblingsdichters muß den jungen Hauenschild tief verletzt und ihn geradezu zur Gegnerschaft gegen die Geistlichkeit und die Kirche getrieben haben. In seinem Romane „Nach der Natur“ schildert der Dichter ganz empört einen ähnlichen Vorfall. Deswegen gehen wir kaum in der Annahme fehl, daß diese Kämpfe sein inneres Verhältnis zur Kirche untergraben haben. So kam dann die Zeit seiner Kirchenfeindlichkeit, die allmählich durch die dauernd wirkende Familientradition vermindert und allmählich ausgelöscht wurde. Seine Ausöhnung mit der Kirche ist nichts anderes als die Rückkehr zur Überlieferung seiner Familie.

Max Waldau und die Frauen

von

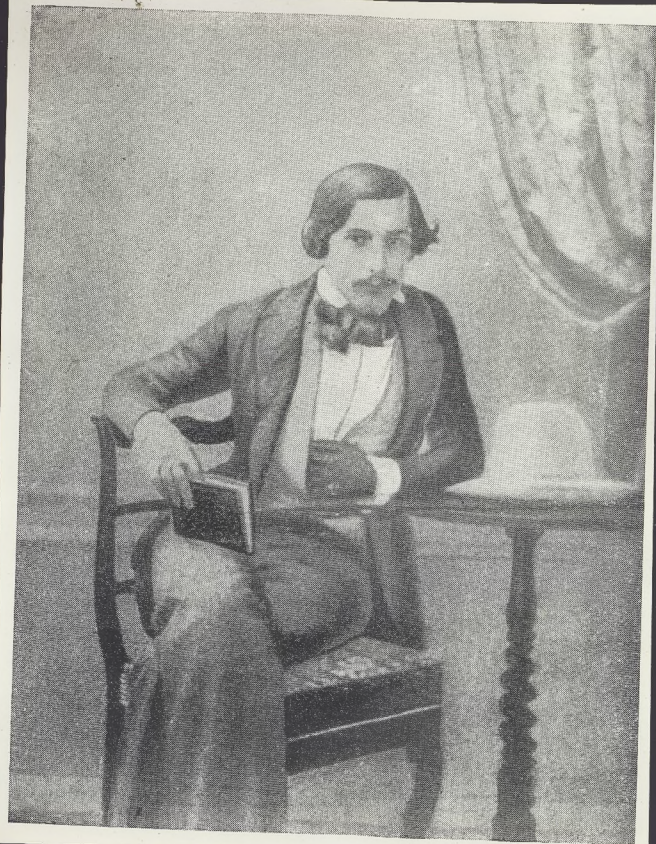
Dr. Franz Pietzsch

Das Weib, in vorindogermanischer Zeit sozial und rechtlich dem Manne mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen, war im Laufe der kulturellen Entwicklung, vielleicht zuerst von den Indogermanen, entthront worden. Auch im germanischen Leben scheint die Frau durchaus nicht die Rolle gespielt zu haben, wie man das, meist gestützt auf den unzuverlässigen Tacitus, gerne annimmt, und das Mittelalter hat trotz Minnedienst und Marienverehrung in der Frau doch wesentlich die Eva gesehen, die Versuchung zur Sünde. Ihr Wirkungskreis blieb auf Küche und Haus beschränkt; im wirtschaftlich-selbständigen, staatlichen und geistigen Leben stand, von vereinzelt Ausnahmen abgesehen, der Mann. Ein unerbittlich strenges Zucht- und Sitte-Ideal gab die Handhabe zu einer klösterlichen Abgeschlossenheit, die, bald fester, bald lockerer,

je nach Zeitströmungen und Gesellschaftsschicht einen mehr oder weniger haremartigen Charakter trug.

Gegen diese Bindung und die ihr zugrunde liegenden Anschauungen lief das beginnende 19. Jahrhundert Sturm. Karoline Schlegel, die Göttinger Professorentochter, und ihre Schwägerin Dorothea, die Tochter Mendelssohns, gaben nicht nur ihren eigenen, sondern auch fremden Männern den Ton an. Charlotte Stieglitz suchte, allerdings vergeblich, ihren jämmerlichen Gatten durch eine im eigentlichsten Sinne heldenhafte Opfertat emporzureißen, Bettina v. Arnim richtete ihr kühnes Buch an den König, und selbst der finstere Genß mußte sich „dem großen Manne Rahel“ gegenüber als ein unendlich empfangendes Wesen bezeichnen. Als Napoleon aber der Frau von Staël gegenüber bemerkte, er liebe es nicht, wenn Frauen sich mit Politik beschäftigten, gab sie ihm zur Antwort, in einem Lande, wo man Frauen den Kopf abschläge, sei es natürlich, daß sie gern wüßten, warum. Im literarischen und staatlichen Leben trat die Frau auf den Plan. Das Schlagwort von der „Emanzipation des Weibes“ kam auf, und es erhielt einen anrührenden Beigeschmack, als man es mit der „Emanzipation des Fleisches“ gleichzusetzen begann. Friedrich Schlegels „Lucinde“ und Gutzkows „Wasly, die Zweiflerin“ sind die bekanntesten, aber nicht die radikalsten Zeugnisse dafür.

May Waldau, der seiner ganzen geistigen und politischen Einstellung nach mit allen auf Befreiung gerichteten Bestrebungen zusammenging, darf dennoch nicht mit den Vertretern der Emanzipation zusammengeworfen werden. Er macht eine scharfe Scheidung zwischen der geistig-sozialen Emanzipation der Frau und ihrer politischen. Für ihr Recht auf volle individuelle Entfaltung ihrer Persönlichkeit tritt er mit großer Wärme ein und bekämpft entschieden die Schranken, die einer Entwicklung ihres vollen Menschentums entgegenstehen, auch die moralischen. „Die Gesellschaft betrügt Mann und Frau zu gleicher Zeit“, sagt er in der Junkerwelt. „Das Mädchen äußert sich nicht, darf sich nicht äußern, und der Mann sieht sich genötigt, auf Vermutungen hin zu wählen, selbst wenn er hoch genug steht, mehr als ein Versorger zu sein. Das Zurückhalten und Fesseln edlerer Frauennaturen, die von Bonnen, Gouvernanten und Tanzlehrern gepredigte Mädchenhaftigkeit, die von dem kläglichsten Unterrichte sekundiert wird, ist eine Erfindung zugunsten weiblicher Wesen niederer Art.“ Freiheit für die Frau, Zugang zu allen Kulturgütern und Bildungsmitteln, Abkehr von der schablonenhaften Backfischerziehung, dieser „Maske, die oft nichts bedeckt“, Ausbildung ihrer eigenen Persönlichkeit und Achtung vor ihrer Persönlichkeit, das fordert Waldau immer und immer wieder mit einer Eindringlichkeit und Ausdauer, die oft genug dem reinen Kunstwert, vor allem seiner Romane, empfindlich Abbruch tut.



Wozu aber die Freiheit für die Frau? Nicht dazu, daß sie auf die Barrikaden klettert. Hier weicht Waldau entschieden von den Ansichten seiner jung-deutschen Zeitgenossen ab. Freiheit findet ihre Grenzen in der Würde, „der Heroismus der Frauen im Getümmel des Menschenschlachtens, man mag es durch diesen oder jenen Namen zu verherrlichen suchen, hat etwas Abstoßendes und Widerwärtiges“. Nicht einmal die Rednertribüne hält Waldau für die Frau passend, ihr Beruf ist ein anderer.

Nämlich der der Mutter. Es ist eigenartig, wie innig die sonst so scharfe Sprache Waldaus wird, wenn das Wort Mutter fällt. Im Muttertum verkörpert sich ihm alles Süße, Glückhafte im Weibe; Bilder von jungen Mädchen findet er nicht eigentlich schön, da ihnen der Ausdruck des Glückes fehle, und seine eigene Cecile in der Junkerwelt, die im ersten Teile unwirklich-reflektierend erscheint, wird erst im zweiten Teile, als Frau und Mutter, plastisch. In Dresden sieht er die Sixtinische Madonna, sie ist ihm der Ausdruck typischer Mütterlichkeit. „Eine Spur dessen“, schreibt er in den Reisebildern, „was man Jungfräulichkeit im gewissen Sinne nennt, in der ganzen Gruppe zu entdecken, kann nur einem Anschauungsvermögen gelingen, das durch das Nachklingen theologischer Sophistik vollständig korrumpiert ist“. Das Bezeichnende an dieser Äußerung ist natürlich nicht der Standpunkt, denn der kann für keinen objektiven Beschauer des Sixtinischen Wunders auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein. Die Schärfe des Tones aber zeigt, wie empfindlich der Dichter verletzt war, wenn man an dem künstlerischen Ausdruck einer Sache, die ihm so heilig war wie das Muttergefühl, herumzudeuteln versuchte.

Eine solche Beschränkung des Berufes der Frau aufs Muttertum könnte bei einem Revolutionär wie Max Waldau verwunderlich erscheinen, ist es aber nicht. Ihren Platz in der Revolution behält die Frau, und zwar vielleicht den bedeutendsten. Die lebende Generation, das hatte der Zeitgenosse von 48 eingesehen, ist unfähig, die neue Weltordnung heraufzuführen, dazu muß ein neues Geschlecht geboren und erzogen werden, — von der Frau. Ein Geschlecht muß es sein, das, unbeeinflusst vom energieverzehrenden „Retropektivismus“, der historischen Tradition, mit festen Grundsätzen und klarem Willen Stein um Stein zum Neubau der Gesellschaft schichtet. Noch schläft der neue Heiland, der Erwecker und Befreier, aber das Weib wird ihn gebären und erziehen, in ihrem Schoße liegt die Zukunft des Menschengeschlechts. Deshalb muß die Frau ein von allem Herkommen gelöstes, reines und hohes Menschentum haben, weil sie es in die Brust des Weltheilandes, der kommen soll, einpflanzen muß, deshalb braucht sie nicht auf Barrikaden und Rednertribünen zu steigen, weil sie ihre Aufgabe reiner, vollkommener und würdiger

im stillen Kreise erfüllen kann. Waldaus Eintreten für die Frauen beruht also nicht, wie man aus manchen neuerdings erschienenen Aufsätzen über ihn entnehmen möchte, auf einer unklaren, ritterlich-romantischen Schwärmerei, sondern auf festen, realpolitischen Hoffnungen und Wünschen; auch für Max Waldau ist der Beruf des Weibes in die Worte zu fassen, in die Georg Kaisers „Gas“ ausklingt:

„Ich will ihn gebären!“

Vom dichterischen Schaffen Max Waldaus

von

Dr. Karl Schumacher*)

Bei nur wenigen Dichtern ist es so wesentlich, die körperlichen und seelischen Begleitumstände zu verstehen, die das poetische Schaffen oft stark beeinflussen, wie bei Max Waldau, weil die Nabelschnur zwischen Dichterpersönlichkeit und Werk fast nirgendwo zerrissen ist und fast alle Dichtungen im Persönlichsten stecken geblieben sind.

Rudolf Gottschall berichtet, daß der Freund durch seine eigenartige Arbeitsweise seine zarte Gesundheit völlig untergraben habe. Er habe gewöhnlich bis 3 oder 4 Uhr nachts durchgearbeitet, dann bis gegen 11 Uhr vormittags geschlafen, um darauf wieder rastlos seine Tätigkeit fortzusetzen. Auch kam er, der ein leidenschaftlicher Raucher war, wie Konstant von Wurzbach erzählt, oft wochenlang nicht ins Freie, obwohl sein Haus mitten in einem herrlichen Garten lag. Weder ernstliche Vorstellungen der Freunde und die dringendsten Bitten der gewiß nicht beneidenswerten Gattin und seiner Mutter, noch die Rücksicht auf die schwache Gesundheit konnten ihn bewegen, von dieser unzuverlässigen Lebensweise abzustehen.

Die unvernünftige Arbeitsüberspannung und schwere Krankheiten verschlimmerten das Herzübel des Dichters, besonders als ihn in den letzten drei Jahren alljährlich schwere Leiden aufs Krankenlager warfen. Aber kaum fühlte er sich wieder gesund, so peitschte ihn der Gedanke, der Tod, dessen drohende Hand er gespürt, könne ihn mitten in seinen Entwürfen und unfertigen Arbeiten überraschen, zu erhöhter Kraftleistung an. „Wundern Sie sich nicht“, schrieb er einmal an Robert Prutz, „über meine Schreibseligkeit und die Masse von Büchern, die ich in die Welt hinaussende, wer wie ich, den Tod,

* Aus dem in Kürze erscheinenden Buche: Max Waldau, Leben, Werk und Schicksal eines oberischlesischen Dichters von Dr. Karl Schumacher in den „Germanischen Studien“, Verlag Ebering-Berlin.

im eigentlichen Worte verstanden, im Herzen trägt und jede Minute bereit sein muß, abgerufen zu werden, der muß sich dazuhalten, wenn er etwas leisten und noch ein Weilchen nach seinem Tode fortleben will.“

Im Sommer 1853 befiel ihn ein heftiges Kopfleiden, das ihn nur 4 Monate lang vom Schreibtische fernhielt und ihn wochenlang denk- und arbeitsunfähig machte. Da hören wir die erschütternde Klage: „Ich erkaufe jede Stunde Halbruhe (ganze gibt's bei mir nicht) mit Morphinum“, und später: „Mein Leben kriecht zwischen Bett und Sofa, überall begleitet von entsetzlichen, rastlosen Schmerzen. Es ist ein furchtbares Leiden.“ Es ist eine ergreifende Tragödie, zu sehen, wie der Dichter, vom Fieberschlag des Herzens erschreckt, sich keine Ruhe gönnte, wie er die erlahmende Nervenkraft durch Morphinum künstlich zu steigern suchte, um dem Tod einige kostbare Stunden abzurufen, und wie er gerade dadurch den frühen Tod beschleunigte. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die meisten Werke den Stempel tiefen Leidens tragen, daß die überstürzte Hast des dichterischen Schaffens und die bis zur Fieberhize gesteigerte Einbildungskraft ihnen nicht jene Reife und innere Abklärung gewähren konnte, wie sie der Vorstellung des nach höchster Vollendung strebenden Dichters entsprochen hätte.

Das wird ganz besonders erklärlich, wenn man den seelischen Vorgang des dichterischen Schaffens betrachtet, über den uns des Dichters Witwe in einem Briefe an Adolf Stahr wertvollen Aufschluß gibt: „Georg arbeitete gewöhnlich alles auf das genaueste und peinlichste im Kopfe aus und begann nie eher eine Silbe von einem geplanten Werke niederzuschreiben, ehe er das Ganze so vollendet im Kopfe herumtrug, daß er sich nur gleichsam zu diktieren brauchte. Dann hatte er jahrelange Arbeit immer in kürzester Zeit vollendet, immer in so viel Zeit, als ihm gerade das Niederschreiben des Werkes Zeit nahm. . . . Georg hat meistens seine Arbeiten als schon vollendet bezeichnet, wenn er sie auch noch nicht fertig geschrieben oder noch nicht einmal zu schreiben angefangen hatte, sondern, wenn er die Sachen nur fertig im Kopfe herumtrug. Einmal befiel ihn ein ungewöhnliches Produktionsfieber, das ihn innerhalb von sechs Monaten vier Bände und vier Bändchen hervorbringen ließ. Oft drängte der Verleger ungestüm, die längst angekündigte Dichtung zu erhalten, dann arbeitete Waldau, wie bei der ersten Auflage der „Cordula“, gleichsam mit dem „Preßbengel um die Wette“, so daß er selbst das Werk in seiner ganzen Gestalt nicht eher kennen lernte, als der Leser.

Es gehört eine ungeheure geistige Spannkraft dazu, Werke in solchem Umfang ohne schriftliche Entwürfe niederzuschreiben, dabei das Ganze, wichtige und nebensächliche Teile, organisch in Einklang zu bringen und harmonisch gegeneinander abzustimmen, besonders, wenn oft Bogen auf Bogen zur Post gingen,“

um den Druck nicht zu verzögern. Die Nachteile eines solchen Schaffens für den künstlerischen Wert der Dichtungen liegen auf der Hand, und fast alle Vorwürfe einer gerecht urteilenden Kritik lassen sich psychologisch auf diese Schaffensweise zurückführen. Im Dichter selbst stiegen oftmals, wenn die Handschrift schon beim Verleger war, Bedenken auf, die ihn zu nachträglichen Änderungen veranlaßten. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Brief vom 23. Oktober 1852 an Julius Campe, in welchem Hauenschild um mehrere Verbesserungen der „Rahab“-Handschrift bat. „Ich habe leider nur mein Brouillon und keine ganze Abschrift behalten, so daß ich von den 100 oder 120 Versen, die ich als Improptü dazwischen diktierte, kein Wort weiß oder doch nur eine matte Ahnung habe. Nun ist es eine Schwäche von mir, daß mir jedes Gedicht so lange etwas ist, bis es fertig gedruckt vorliegt. Eher werd' ich's nicht los und plage mich damit herum, so daß ich zu nichts anderem komme. Ihr Verleger erlöst also den gequälten Dichter leicht von dem Gespenste Rahab, wenn Ihr sofort nach dem Drucke auf meine Kosten unter Kreuzband die betreffenden Aushängelbogen schickt. Sagen Sie mich aus soviel Sie wollen; aber ich bin einmal so. Vierzehn Tage später geht mich die ganze Rahab nichts mehr an.“ — In der Tat, war einmal der Fieberrausch des Schaffens verflogen, so urteilte der Dichter über sein eigenes Werk mit einer erstaunlichen Nüchternheit. Um nur den unvollkommenen ersten Eindruck zu verwischen, arbeitete er öfters das Werk um, überhastete und überstürzte oft von neuem die Arbeit, so daß ihm auch dann kein Wurf gelang, eben weil ihm nun die ursprüngliche Begeisterung, die abgeklärte Ruhe und vor allem der innere Einklang der Persönlichkeit fehlte. Gewiß bietet diese Schaffensweise, so sehr sie pathologisch in seiner Natur begründet ist, keine Rechtfertigung der unvollkommenen Werke, aber sie erklärt uns so manche Unzulänglichkeit der Form und rückt uns den Künstler und sein Werk in vielen Fehlern und Schwächen menschlich näher.

Mar Waldau und die oberschlesische Polenfrage

von

Karl Kailig

Bei einem Manne, der mit so hellen Augen in die Welt schaute, wie Georg von Hauenschild, nimmt es nicht wunder, daß seine Anschauungen auch in der Polenfrage merkwürdig neuzeitlich anmuten. Dieser klarblickende Mann wollte schon damals Volksbüchereien gründen und war auch sonst in der Beurteilung der oberschlesischen Polenfrage seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus, wie nachstehende Äußerungen aus seinen Werken zeigen.

„Der Jargon, den die Bewohner des slavischen Oberschlesien sprechen, ist ein Patois, das sich nicht als Lehrsprache beibehalten läßt. Polnische Wörter mit verwechselten Vokalen und deutschen Vokabeln, die ad libitum polnisch geschwänzt werden, das ist ihr Idiom. Was sollte man damit machen? Sie müssen Deutsch lernen! . . . Die Kinder werden das Errungene würdigen lernen, wenn man ihnen zur Belohnung die Schätze der deutschen Kinderchriften gibt. Ich werde auf jedem meiner Güter eine Bibliothek für die Dorfleute anlegen, und sie so zur Fortbildung und Benutzung des Erlernten reizen. Die Alten werden sich von den Kindern das Gelesene erzählen lassen, sie werden sich durch das Anhören der Kinder an die Sprache gewöhnen, in der ihnen bisher nur kurze Befehle, unangenehme gerichtliche Verhandlungen und langweilige Predigten in die Ohren geklungen, sie werden sie verstehen, als eine Quelle des Vergnügens lieben lernen, wie sie dieselbe jetzt als eine Quelle des Verdrusses gehäßt haben, — und in wenigen Jahren ist meine ganze Herrschaft deutsch.“

Nach der Natur, II, 88.

„Wir sind in Schlessien, also in Preußen, dem Lande, bei welchem die Weltgeschichte nicht müde wird, zu antichambrieren und auch solange Staaten in Deutschland existieren, von ihrem Andringen nicht ablassen kann, da alle anderen deutschen Staaten absolut keinen Ankergrund für die Zukunft bieten. Ich rede nicht von den Vorzügen Preußens, ich rede nur von der Untauglichkeit der übrigen deutschen Verhältnisse und schließe daraus, ohne Sympathien, aber nicht ohne Antipathien, daß solange ein bestehender Staat die Achse kommander Zustände in Deutschland sein muß, die Augen der deutschen Geschichte immer an Preußen haften werden.“

Hat nun Schlessien ganz mit Preußen eine Zukunft zu erwarten? — Die Provinz bildet auf der Landkarte ein Eichenblatt, also eine spezifisch deutsche Figur, aber dies günstige Omen wird seinem Werte nach durch einen tieferen Blick in die Verhältnisse Oberschlesiens geschwächt, und die Frage, ob deutsch, ob nicht? muß mindestens eine offene bleiben.“

Nach der Natur, II, 7.

„Für wirkliche Germanisierung ist so gut als nichts getan, denn man wird mir zugeben, daß ein Rudel halbgebildeter oder eigentlich ganz unkultivierter Schul-lehrer, das in die Provinz geschickt wird, um auf die kläglichste Weise notdürftiges Brot zu gewinnen, wenig dazu geeignet ist, Tausende ihrer Sprache zu entfremden und nehme man diese Möglichkeit wirklich an, so will doch gewiß niemand behaupten, daß durch solche Kanäle deutsche Gesittung ins Volk fließen

könne. Endlich ist es ganz ins Belieben des jedesmaligen Schulrates von Oppeln gestellt, dies oder jenes Idiom zu bevorzugen, so daß dann auch noch Schwankungen im Prinzip die ohnehin matten Maßregeln lähmen. Erzogen kann meiner Ansicht nach der Oberschlesier nur in seiner eigenen Sprache werden; will man aber germanisieren, so muß es kräftig geschehen.

Der nächste Anstoß wird zeigen, in wieweit das Amalgam gelungen ist, und wahrhaftig, eine Zersplitterung Schlesiens würde die schönste Perle in der Krone des preußischen Königs schänden.“ Nach der Natur, II, 8.

Mit dem Schulrat in Oppeln, in dessen Belieben es gestellt war, dieses oder jenes Idiom zu bevorzugen, ist der Schulrat Bogedain gemeint, der von 1848 bis 1857 das Schulbezernat der Oppelner Regierung verwaltete und das Polnische als Schulsprache entschieden bevorzugte und einführte. In jener Zeit, da die Schulen überhaupt noch auf einem niedrigen Stande waren — die wegwerfende Bemerkung über die Volksschullehrer ist überaus bezeichnend — mochte es auch richtig sein, daß vom allgemeinen Bildungsstandpunkt aus mit der polnischen Sprache mehr auszurichten war. Denn mit Lehrern, die nicht regelrecht vorgebildet sind und nicht einmal die deutsche Sprache recht beherrschen, läßt sich natürlich kein deutscher Sprachunterricht einführen. Die heutige Lehrerschaft aber mit ihrer hohen Allgemeinbildung und ihrer gründlichen theoretischen und praktischen Schulung hat sich auf einen anderen Standpunkt gestellt und hat bewiesen, daß man in Oberschlesien mit der deutschen Sprache sehr wohl hochwertige Bildungspflege betreiben kann.

Daß man die Oberschlesier nur in ihrer eigenen Sprache, als welche Waldau das sogenannte Wasserpolnisch betrachtet, erziehen könne, ist eine Ansicht, der man sowohl von deutscher wie auch von großpolnischer Seite nicht zustimmen wird, ebensowenig, wie die Behauptung zutreffen würde, daß man den plattdeutschen Sprechenden Friesen oder den bairischen Gebirgler nur in seiner heimischen Mundart erziehen könne. Das deutsche Heer, dessen Wert als Erzieher wohl niemand abgestritten hat, hat das Gegenteil bewiesen.

Über das obererschlesische Volk und seine Eigensprache urteilte Max Waldau schon damals so, wie man es auch heute noch tut, wenn man nicht voreingenommen ist. Die Polen ziehen allerdings nicht die Folgerung, die Max Waldau gezogen hat, „sie müssen deutsch lernen“, sondern sie werden im Gegenteil behaupten, „sie müssen richtig polnisch, d. h. hochpolnisch, lernen“. Aber das ist letzten Endes eine Machtfrage. Die Seelenkunde weiß für beide Lösungen gewichtige Gründe beizubringen. Vielleicht liegt der Punkt, auf dem sich alle einigen werden, dort, daß ein Zwang zur Erlernung der deutschen Sprache als Landessprache in Deutschland auf die Kinder ausgeübt werden kann und muß, wie ja auch das Polentum innerhalb seines Reiches die deutschen Kinder zwingt, die polnische Landessprache zu lernen. Alles andere aber ist Sache des freien

Entschlusses und muß jedem Einzelnen zur selbständigen Entscheidung überlassen werden, also auch die Frage, welcher von beiden um die Volksseele ringenden Kulturen sich der Oberschlesier im Laufe seines weiteren Lebens innerlich zuwenden will. Wir Deutsche sind in dieser Hinsicht sehr zuversichtlich, denn wir wissen, daß nicht nur wirtschaftliche und praktische Erwägungen die Oberschlesier veranlassen, das Deutsche zu wählen, sondern daß auch die deutsche Kultur als solche in hohem Maße werbend wirkt. Den in den letzten Jahren entstandenen wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaften, Schriftsteller- und Kunstvereinen gehören zum großen Teil Kräfte an, die dem polnischsprechenden Volkstum entstammen. Gleichstrebende polnische Vereinigungen gibt es sowohl in Deutsch-, als auch in Polnisch-Oberschlesien nicht und wird es so bald nicht geben. Lebensvolle Organismen, auch geistiger Art, pflegen nach dem Lichte zu drängen, und wenn ihnen die Sonne der deutschen Kultur scheint, so kann man sicher sein, daß sie sich, abgesehen von einigen Schattengebildeten, nicht dem Mondlichte abgeleiteter kleiner Kulturen zuwenden werden.

Diese Frage weiter zu verfolgen wäre sehr reizvoll, besonders im Hinblick auf ähnliche Erscheinungen an anderen Volks- und Sprachgrenzen. Von der deutsch-tschechischen Sprachgrenze liegt ein bemerkenswertes Selbstzeugnis vor in Gestalt des Buches: „Lebenserinnerungen eines deutsch-tschechischen Handarbeiters.“ Der Verfasser, Menzel Holek, stammt aus dem Tschechischen, hat als einfacher Arbeiter angefangen, ist unter inneren Kämpfen in das deutsche Kulturleben hineingewachsen und wirkt jetzt als deutscher Bildungspfleger. Es wäre in diesem Zusammenhange auch an den großen Dichter der Schweiz Konrad Ferdinand Meyer zu erinnern, der bis zum vierzigsten Jahre seines Lebens geschwankt hat, ob er sich der deutschen oder französischen Kultur zuneigen solle. Erst die französische Kriegserklärung des Jahres 1870 gab ihm den entscheidenden Anstoß, und nun entstanden jene herrlichen Novellen und Gedichte, die Konrad Ferdinand Meyer binnen kurzem zu einem der größten Dichter des 19. Jahrhunderts machten und ihn mit einem Schlage in die Reihe der Mörike, Storm, Gottfried Keller, Hebbel usw. stellten.

Der letzte Absatz der Eigenäußerung von Waldau klingt prophetisch und ist leider in der jüngsten Vergangenheit zur Tatsache geworden. Das „Amalgam“ ist zwar zum großen Teil gelungen, denn 60 Prozent aller Oberschlesier haben für den Anschluß an Deutschland gestimmt. Aber die Mischung war noch nicht durchgedrungen und gefestigt und so haben wir einen Teil Oberschlesiens verloren. Hoffentlich nicht für immer, denn mir klingt ein Wort im Ohr, das vielleicht auch prophetisch genannt werden darf. Der frühere Minister Graf Posadowski hat einmal erklärt, das Polentum in Oberschlesien sei ein abgelaufener Prozeß. Das stimmt für die Gegenwart ganz gewiß nicht und kann doch als Propheten-

wort richtig sein. Ich erinnere an ein Goethewort: „Der Mensch weiß gar nicht, wie anthropomorphistisch er ist.“ So kann man sagen: „Der polnisch-sprechende Oberschlesier weiß gar nicht, wie deutsch er ist.“ Es wird dies hoffentlich schon in nächster Zeit näher nachgewiesen werden, z. B. durch Zergliederung der Kulturbestandteile, die das Unterbewußtsein des Volkslebens bilden und bei unserem polnischsprechenden Bevölkerungsteil in entschiedener Weise vom Deutschtum beeinflusst sind. In dieser Hinsicht darf vom Bearbeiter dieses Waldausheftes die erste vollreife Frucht und damit die entscheidende Anregung erwartet werden.

Max Waldau in der Schule

von

Dr. Kergel

Aus dem heimatkundlichen Gedanken heraus sind den deutschen Lesebüchern landschaftliche Sonderteile beigelegt worden. In der oberschlesischen Sonderausgabe eines neu herausgegebenen Lesebuches ist von Max Waldau nichts aufgenommen worden; so sehr ist dieser früh verstorbene Dichter von seinen Landsleuten vergessen worden. — Wenn man einen oberschlesischen Dichter in ein oberschlesisches Lesebuch hineinnehmen will, so kann das aus zwei Gesichtspunkten heraus geschehen. Zunächst muß er eine solche Bedeutung besitzen, daß er in seiner näheren und noch besser weiteren Heimat bekannt war und Einwirkung auch auf die spätere Zeit ausgeübt hat. Dies trifft in unserem Falle zu, wie man sich schon durch Nachschlagen in irgendeiner größeren deutschen Literaturgeschichte überzeugen kann. Ferner kann aber der Dichter, — selbst unter Vernachlässigung des oben angeführten Punktes — heimatliche Bedeutung haben, wenn er die Sondereigentümlichkeiten der Heimat mit ihrer Örtlichkeit, ihrer Natur, ihren Bewohnern, Sitten, Gebräuchen, Anschauungen, mundartlichen Wendungen und Ausdrücken besonders treu und liebevoll wiedergibt. Diese zweite Bedingung wird bei Waldau nur in seinen Romanen und Novellen erfüllt, aber in einem Umfange, daß man selbst für die Unterstufe geeignete Abschnitte finden konnte. Dagegen wird aus Waldaus Dichtungen poetischer Form verhältnismäßig nur wenig für eine Auslese von Heimatdichtungen in Frage kommen, zumal der Dichter selbst seine Dichtungen als nicht ausgereift betrachtet. Der Dichter hat die Schönheiten Deutschlands und Mitteleuropas kennen und lieben gelernt,¹⁾ und es verblaßte vor ihnen die still an-

¹⁾ Vgl. O diese Zeit, Canzone 1850, S. 56: Du Nekartal, du Gau am Rheine, du lächelnd süße Heimat meiner Träume, usw.

mutige, etwas gleichförmige Landschaft Oberschlesiens, obgleich er deren Reize später, als er sieben Jahre lang auf seinem Gute Tschaidt bei Bauerwitz lebte und ganz Oberschlesien genauer kennen lernte, erst richtig einschätzte. Aus all diesen Erwägungen heraus ist zu veranlassen, daß der Oberschlesier den Dichter Max Waldau, der seiner Heimat bis zum Tode treu geblieben ist, neben Eichendorff und Gustav Freytag nicht vergißt.

Wir werten nun das für den Unterricht in Frage Kommende aus seinen Dichtungen aus. Von seinen „Blättern im Winde“, 1848, kommen nur die beiden folgenden Gedichte in Frage:

Des Finklers Turniersagung (a. a. O. S. 102).

Als Kaiser Heinrich, der Finkler genannt,
Anfachte die Kämpfe der Ehre,
Da pflog er mit seinen Genossen Rat
Um Recht und Geseze der Wehre.

Herr Heinrich den ersten Ausspruch tat:
Es soll ein Ritter nicht werden,
Wer gegen die Gottheit freveln mag
Durch Reden oder Gebärden.

Zufügte Konrad, Graf von der Pfalz:
Wer gegen das Reich sich verfehle,
Und gegen des Kaisers geheiligte Macht
Trotz sänne in tückischer Seele.

Und Herrmann sagte, der edle Schwab':
Wer Weib und Jungfrau verleget,
Ist auch kein rechter und echter Mann,
Er sei zu Knechten gesezet.

Und Berthold der Baier sprach alsdann:
Auch komme keiner zum Stechen,
Der treu nicht und ehrlich dem Worte stand,
Und einhielt sein Versprechen.

Der Franke Konrad nun rief mit Kraft,
Nicht nahe kriegerischen Scherzen:
Wer feig entflohen aus ernster Schlacht
Mit zagendem, schwachem Herzen.

Als solchen Entschluß sie nun gefaßt,
Die tapfren, gewaltigen Helden,
Da ließen sie ihn im deutschen Land
Den Männern allen vermelden.

Drum zähle keiner zur Ritterschaft,
Er folge denn diesen Lehren,
Nicht edler Ahnen stattliche Zahl, —
Den Edlen nur soll man ehren.

Dieses Gedicht, das Uhlands Balladen nahesteht, läßt sich in der Quarta oder Untertertia — je nach der Aufteilung des Geschichtsstoffes — diesem und den Dichtungen von Vogl, Gerok, Beck, Grube u. a. anschließen. Auch ist der Grundgedanke, daß wahrer Adel nur ein Geistesadel sein kann, im Unterrichte gut zu verwerten. Daher kann man über einige sprachliche Härten und über die Selbstverständlichkeit der Strophe 6 ruhig hinwegsehen; daß Heinrich I. als Kaiser bezeichnet wird, kommt in der Sage auch sonst vor. (Die Zeichensetzung ist im obigen Abdruck etwas verändert worden, um die Auffassung zu erleichtern.)

Blätter im Winde, S. 96.

Die Harfe von Neckarsteinach.

„Hoho! — Erschlugt ihr den Jungen,
Ihr schustigen Bürger dort:
Ist eine Saite zersprungen,
Tönt doch die Harfe noch fort!“

Der Ritter hat es gerufen,
Nun schmettert er wieder drein,
Und seines Rappen Hufen
Entsprüht ein blutiger Schein.

Wie klingt die Harfe so schaurig,
Wenn krachend ein Schädel zerbricht,
Wie schaut die Sonne so traurig
In manches Totengesicht!

Da ward der Ritter erschlagen,
Verbrannt die Türme dort,
Und über den Trümmern nur klagen
Die Töne der Harfe fort.

In denselben kulturkundlichen Kreis würde auch dieses Gedicht²⁾ passen, das sich wegen seiner knapp andeutenden, die Einbildungskraft anregenden Form empfiehlt, und das zu „des Sängers Fluch“ in Beziehung gesetzt werden könnte. — Die Burgruine Steinach lernte Waldau auf einem Ausflug von Heidelberg aus kennen. Sie ist noch heute ein beliebter Ausflugsort.

Um eine Probe seiner Lyrik, ihres Stimmungsgehaltes, ihrer prachtvollen Sprache und vollendeten Reim- und Verskunst zu geben, wären etwa für die Obertertia — oder besser für die Oberstufe — an erster Stelle das Gedicht „Nacht“ (4. Strophe s. Anm. ³⁾) und an zweiter Stelle „Musik“ (a. a. O. S. 162/3) zu nennen, beides eine romantische Ausschöpfung des Stimmungsgehaltes der in den Überschriften genannten Begriffe. Literarische Entwicklungslinien von Tiecks Prolog zu „Octavian“ mit der Glosse über „Mondbeglänzte Zaubernacht“ und A. W. v. Schlegels „Sprache der Liebe“, „Liebe denkt in süßen Tönen“ könnten aufgedeckt werden. Auch aus formalen Gründen wären diese beiden Gedichte geeignet. Sie bestehen aus je vier Oktaven (Stanzen) mit Endekasilabo, meist weiblich, reimend, im zweiten Gedicht in romantischer Spielerei den a—e Reimklang bevorzugend.

Auch die Epen Waldaus können auf der Mittelstufe im Anschluß an das mittelhochdeutsche Epos oder anschließend an die neuere Epik eines Simrock, A. Grün, Kinkel, Weber u. a. im Überblick und in Proben gebracht werden. Cordula (1851) ist eine Graubündner Sage, die den Freiheitskampf des Engadin gegen seinen Vogt in der Zwingburg Gardovall und deren Zerstörung (Ende des 15. Jahrh.) schildert. Eingesponnen ist dieser Vorwurf in lyrische Schilderungen von Land und Leuten und in die romantische Liebesgeschichte von Cordula und Volker,⁴⁾ einem armen Jäger, der nach Er kämpfung der Freiheit und der Menschenrechte im freien Graubünden die Braut heimführen darf. Das Versmaß, an das der Dichter sein technisches Können verschwendet, ist ungeschickt gewählt. Er wendet nämlich Reimpare mit vier Jamben an, von denen aber der eine oder andere zu einem Anapaäst erweitert werden kann, so daß eine Art freier Vers entstehen soll. Durch den männlichen Reim und den kurzen Vers

²⁾ Anm. des Dichters: „Die Harfe war das Wappen der Landschaften von Steinach.“

³⁾ (a. a. O. S. 161) Indessen ist gemach der Tag gekommen,
Weit tut die Welt ihr goldenes Auge auf,
Die Sterne und die Würmchen sind verglommen,
Die Elfen haben nun getanzt vollauf;
Von Vögeln wird ihr schwanker Platz genommen,
Dazwischen schwärmt der Falter hunter Haus.
So ist der leise Traum der Nacht verflogen,
Laut branden nun erwachten Lebens Wogen.

⁴⁾ Er hat mit dem Volker des Nibelungenliedes nichts zu tun.

wird aber der epische Fluß der Erzählung fortwährend unterbrochen und die Dichtung eintönig klappernd, außerdem wird der Dichter zu Längen und Weit-schweifigkeiten verführt. Trotzdem ist die Sprache edel und manche Schilderung glanzvoll. Wenn aus diesem Epos Stücke für den Unterricht ausgewählt werden sollen, kämen nur folgende Stellen in Frage:

1. Eine empfindsame und doch großartige Schilderung der Errettung der 10 jährigen Cordula durch Volker während eines Lawinensturzes; aus den etwa 300 Versen d. S. 14—28 kann ein kleines, abgerundetes Epos zusammengezogen werden.
2. Das ritterlich-heldische Bild der Eroberung der Zwingburg Gardovall durch die Bauern. (S. 229—236 ungefähr 150 Verse.) Als Probe dienen die unten angeführten Verse. (S. 232.)

Indes gibt drüben der Herrenbau
Gar eine wilde, blutige Schau.
Die Männer haben, an Balken gespannt,
Das Tor der Halle eingerannt,
Und wütend entbrennt von Schritt zu Schritt,
Daß mancher bald im Blute glitt,
Der Kampf der Verzweiflung, der Rachekampf.
— Allüberall Geschrei und Gestampf
Und Todesröcheln und Waffenklang;
Ein jeder um sein Leben rang,
Denn keiner konnte die Waffen senken,
Um an Barmherzigkeit zu denken:
Sieg oder Tod: So hieß das Spiel,
So ward gewürfelt bis ans Ziel.
Nicht einer unter den Knappen war
Der ohne Schuld und des Hasses bar,
Der jetzt die Bauern zur Rache trieb
Und Kunde gab in Stoß und Hieb.
Sie hatten nicht an Kampf gedacht
Und suchten nun die Vernichtungsschlacht
Halb waffenlos und ohne Mut,
Ohnmächtig schäumend und brüllend aus Wut,
Gedrängt und gejagt von Raum zu Raum,
Und als sie auf schmaler Treppe kaum
Sich wieder ihren Verfolgern gestellt
Und Hoffnung ihnen die Herzen schwellt,

Ihr Leben hier noch zu verteuern,
 Zu rasten und frisch sich zu beseuern,
 — Klimmt tobend ein zweiter feindlicher Hauf
 Auf anderer Treppe zu ihnen hinauf,
 Sie werden gefaßt von hinten und vorn
 Und allsamt geopfert dem Zorn,
 Dem Zorn der Rache, den sie beschworen
 In blindem Übermut, die Tore.

Das Epos Rahab (1855) ist infolge seiner glutvollen Sprache und seiner packend, manchmal grauig realistischen Darstellung unbedingt das reifste und vollendetste seiner Werke. Auch hier kommen Längen und Überschwänglichkeiten vor, die aber den Gesamteindruck kaum beeinträchtigen. Wieder aber bringt das unglücklich gewählte Versmaß — hier ist es ein anapästischer — jambischer Fünffüßler mit weiblichem, ungereimtem Ausgang — den Dichter um seine schönste Wirkung. Freilich kann der Vortrag der Verse die Absonderlichkeit der Form ziemlich mildern. Der Inhalt ist durch die bekannte biblische Geschichte Josua, Kap. 2, veranlaßt worden, deren knappe Angaben Waldbau romanhaft ausgesponnen hat. Im Mittelpunkt steht nun die mit großer, psychologischer Feinheit durchgeführte Seelenentwicklung der Rahab, oder allgemein gesprochen einer in ihrer Frauenehre gekränkten und ihrer Liebe verhöhnten Frau. Infolge des Inhalts eignet sich dieses Gedicht nicht gerade für unterrichtliche, erzieherische Zwecke. Immerhin könnte in Verbindung mit dem Religionsunterricht auf Waldbau und dieses Werk hingewiesen werden, denn wenn auch die Geschichte der Rahab infolge ihres Mangels an religiösem Erlebnisstoffe wohl allgemein im Religionsunterrichte weggelassen werden dürfte, so wird die Einnahme von Jericho, des Schlüssels des Jordanlandes, immerhin kurz erwähnt werden müssen. Es kann daher die unten folgende „Zerstörung Jerichos“ (S. 116) sowohl in Religion als in Geschichte, Deutsch, Erdkunde gebracht werden. Auch die Stelle (a. a. O. S. 67—70) kann gewählt werden: Der zwischen dem Königssohn von Jericho und einem riesenhaften Israeliten stattfindende Zweikampf und sein für beide tödlicher Ausgang.

Zerstörung Jerichos.

Der Sturm der Natur war dem Sturme der Menschen gewichen,
 Von Schauder gefesselt verhielten die Lüfte den Atem.
 Das Wetter, das düster gedroht, zog seitwärts vorüber,
 Die Feuer des Himmels entflohen vor irdischen Gluten.
 Und es sank aus den Höhen die Nacht, doch kam sie vergebens,
 Denn Jericho war in der Ebene zur Fackel geworden,

Und der flammenentzündete Äther, der Allesumarmen,
 Hing droben als riesiges, graufiges Sonnengebilde
 Als glühendes Glutmeer über die Erde hinunter.
 Man sah vor Dürre die Schäfte der Palmen erzittern,
 Wenn rings um die Bäume die feurigen Ringe sich schlossen,
 Dann warfen sie zuckend die knisternden Wedel hinunter
 Und loderten prasselnd empor als unendliche Kerzen.
 Man sah auf den Dächern Verfolgte wie Schatten erscheinen,
 Mit anderen Schatten verzweifelt im Kampfe sich messen
 Und wieder verschwinden, umleckt von gefräßigen Flammen,
 Einstürzten die Häuser und krachten zerschmettert zu Boden.
 Aufwirbelte neu zu den Wolken die zischende Lohe,
 Man sah in der Luft sie den anderen Farben sich mischen,
 Die allwärts sprühend entwuchsen dem Trümmergebilde
 Und Säulen gestalteten, tragend den purpurnen Teppich,
 Den über die Stadt breit wälzte der wallende Rauchqualm.

Waldau als politischer Dichter könnte erst der Oberstufe nahegebracht werden. Als solcher müßte er in einer Auswahl der politischen Dichtungen der vierziger Jahre (von Freiligrath,⁵⁾ Sallet, Dingelstedt, Kinkel, Herwegh u. a.) mit einigen Gedichten vertreten sein. Die Behandlung dieser Dichtungen käme in der Oberprima dann in Frage, wenn gleichzeitig mit der geschichtlichen Darstellung und Quellenlektüre der Revolution von 1848 die zeitgenössische Dichtung im Deutschunterricht zur Besprechung steht. Die kulturgeschichtlich-literarische Verbindungslinie 1789—1848—1918 wäre aufzuweisen. Als geeignet in einer solchen Auswahl aufgenommen oder anderweitig gedruckt zu werden (s. u.), weisen wir auf folgende Gedichte hin:

„Blätter im Winde“, 1847, S. 7 ff.: „Phantasie über unbeliebte Motive“;⁶⁾ besonders S. 13/14 mit der Sehnsucht nach der großen Persönlichkeit, die wahre „Menschheit“ und damit „Mannheit“ bringt. A. a. O. S. 33/35 „Es gilt“: Der Dichter achtet die Verherrlichung von Ruhm, Wissen, Liebe gering und wendet sich der staatlich-gesellschaftlichen Befreiung des Menschen zu, vgl. Strophe 4 (S. 34).

Die Menschen, der besten Rechte beraubt,
 Sie gilt's aus der Tiefe zu heben
 Vernichtung den Kasten, die ahnenbestaubt
 Als Sklavenvögte nur leben.

⁵⁾ Ihm widmete Waldau seine Canzonen „O diese Zeit“.

⁶⁾ Wurde später als „Canzone“ 1848 erweitert umgedichtet.

Wir brauchen aber die Dögte nicht mehr,
 Wenn keine Sklaven mehr fronen,
 Die Welt von Geiern und Drachen leer,
 Der Bienenkorb von Drohnen usw.

A. a. O. S. 49/52 „Das Gebet“ richtet sich gegen engherzige Kirchlichkeit und bestimmt in ergreifenden Strophen nach Vorgang der Mystiker „beten“ als wortloses Schwingen der Seele zu Gott. Außerdem aber müßte noch das eine oder andere Gedicht aus seinen „Canzonen“, 1848, und „O diese Zeit“, 1850, gebracht werden. Auch formale Gründe würden hierzu beitragen. Denn die Canzone, diese schwierige und in der deutschen Dichtung so seltene Strophenform (Schlegel, Brentano, Zedlitz), wird von ihm mit überlegener Kunstfertigkeit⁷⁾ gehandhabt.

Waldau bevorzugte dieses Reimgebäude provenzialischer Herkunft von seinen romantischen Studien her, und gerade hier zeigt er sich als der Formenkünstler, den formale Spielereien an der vollen Entfaltung seines Dichtertums verhindern. Vielleicht führen unsichtbare Zusammenhänge zu den neueren Artisten (George, Hofmannsthal, Rilke).

Folgende Canzonen wären noch nach Form und Inhalt für die Schule geeignet, zumal vielfach Gegenwartsprobleme anklingen: Canzonen auf S. 36—43, in denen der Dichter schildert, wie Haß, Neid, Mangel an Gemeinschaftsinn die Welt und die Menschen entzweien, während die Liebe als Gegenwirkung schwach bleibt, Kirche und Staat aber versagen. Das Allheilmittel wird schon S. 43, wenn auch etwas unklar, gegeben „Nur Menschen sind, und nur als Menschen Freie“, d. h. es wird „freies“ Menschentum im Gegensatz zu kirchlich und staatlich geknechtetem gefordert.

„Soziales“ Empfinden zeigt:

Canzone S. 45:

Ich saß im Taumel üppig heißer Feste,
 Das Kerzenlicht beschien jungstolze Züge,
 Manch schönes Lied bekränzte unsre Becher,
 Manch junger Hार versuchte seine Flügel,
 Und mit des Purpurweines letztem Reste
 Verschwand die Sorge — unser Mut ward frecher.
 Doch durch die Reihen der Zecher
 Schlich dann das Elend, blaß und abgerissen —

⁷⁾ Er verwendet fast nur die 13 zeilige a b c // b a c // c d e e d f f // weiblich gereimte, im Endekasilabo; die 7. und 10. Zeile besteht immer aus weiblich reimenden, dreifüßigen Jamben.

Und hat die Hand uns hungernd hingehalten,
 Die rasch gezogenen Falten
 Auf mancher Stirne ließen mich es wissen,
 Daß nicht nur mich der hagre Schatten störte,
 Daß jedes Herz den stillen Vorwurf hörte.

Den verschwommenen Freiheitsbegriff zeigt S. 50/51. Der Dichter sieht aber diesen Helden, der endlich die Freiheit bringen soll, noch nicht; die Frauen, die Mütter sollen ihn erst bringen und erziehen:

S. 56 an die Frauen.⁸⁾

Canzone S. 56.

Zu euch denn ruft des Dichters heiße Bitte,
 Zu euch, der zarten Keime erste Wärter:
 Sorgt, daß sie frei und kräftig sich entfalten;
 Zieht ein Geschlecht, das weicher sei und härter,
 Das mutig fortwirft die gemachte Sitte,
 Und dessen Stirne immer rein von Falten.
 Nie wird ein Herz erkalten,
 In das ihr eure volle Liebe leget;
 Es wagt mit Glut und ohne zages Säumen
 All das verborgne Träumen,
 Das ihr in eurer Brust verschlossen hegtet,
 Der Welt und ihren Stürmen zu vertrauen,
 Um euch und sich den Tempel zu erbauen.

Schluß:

Dann wird es M e n s c h e n geben,
 Und nichts wird ihnen mehr ihr Glück verkümmern.
 Der alte Kram, der morsche Aberglaube
 Zerfällt zu fahlem Staube,
 Und heil'ger Friede schwebet auf den Trümmern;
 Denn mit der Menschheit kommt die Mannheit wieder,
 Und vor der Mannheit kniet die Schöpfung nieder. —

In „O diese Zeit“ kommt mehr die leidvolle Stimmung über die gescheiterte Umwälzung von 1848 zum Ausdruck, nachdem „das deutsche Land die Venus

⁸⁾ Auf S. 78 und 79 gibt Waldau dichterisch unbedeutende Schilderungen „der Gipsgruben bei Dirschel“ (Kr. Leobschütz) und der Stadt „Ratibor“, von denen die letzte matt humoristisch ist. Zu ihr gibt der Dichter eine Anmerkung: S. 92 (Ratibor) besitzt ein Oberlandesgericht, ein Inquisitoriat, ein zukünftiges Zuchthaus, ein Gymnasium und einen Garnisonstall.

So, meine sehr verehrte Frau, nun bin ich Ihnen nicht mehr ganz
inbekannt. Einige sind bei diesem Herrn die Aufmerksamkeiten zu finden,
und ich hoffe zu hören, ob und wie ich Ihren Wünschen entsprechen kann.
Gestattet, sehr dankbar!

Mit besonderer Aufmerksamkeit der Frau

H. J. Spiller von Haimenfeld

mit

Freund bei Danerwitz Oberhausen
30 Januar 1852.

Freiheit ausgeschlagen“ (S. 6). Wir führen an: S. 28 einen sehr schönen Lobgesang auf den deutschen Geist, der keinen passenden Leib — im staatlichen Sinne ist es gemeint — finden kann (S. 30).

Ø diese Zeit, S. 28.

Er ist der d e u t s c h e Geist, im All verloren,
Der Geist, der das Gedankenreich besflügelt:
Der uns die Fernen in die Nähe rückte,
Derselbe Geist, der zweimal Rom gezügelt,
Der Geist, der Allergrößtes oft geboren,
Der überall die erste Blume pflückte.
Sein Gottesatem drückte
Auf alles Hohe der Vollendung Zeichen,
Er ist in Ost und West, in Süd und Norden,
Eins mit dem All geworden,
Der deutsche Geist, dem keiner zu vergleichen!
Er ist der Geist, dem sich die Völker neigen,
Indem sie auf der — — Deutschen Nacken steigen.

S. 30.

Ein Leib, ein Leib nur für die deutsche Seele,
Ein D e u t s c h l a n d nur; nicht dreißig deutsche Länder,
Nur deutschen Grund für freie deutsche Herde
Ein einzig Band statt all der bunten Bänder,
„H i e D e u t s c h l a n d!“ dann aus jeder deutschen Kehle,
Und Deutschland spricht das Recht der ganzen Erde.
Ø, nur einmal dies „W e r d e“!?
Das stürmisch wohl, doch nicht Verzeißlung brüllend,
Ein größter Freiheitsjubiläum weiter senget
Und Schloß und Gräfte sprengt.
Allüberall sein Bannertuch enthüllend.
Ein Leib, ein Leib! doch nur ein freier, reiner,
Ein Leib in Fesseln ist so gut als keiner.

— Aber die „Raben“ lassen dieses „Werde“ nicht zu.
(Die historischen Ereignisse, auf die angespielt wird, sind bekannt.)

S. 33.

Und das scheintote Deutschland ist die Leiche,
Das hohe Götterbild, das frech zerbrochne,
An dem die Raben ihre Klauen wehen,
An dem sie täglich in die wundgestochne

Und hunderttausendmal zerrissne Weiche,
Nach Schätzen wühlend, ihre Schnäbel setzen.
Wir trauern und benetzen
Mit heißen Tränen wohl die schweren Wunden,
Und mancher wagt es auch, die Faust zu ballen,
Doch tausend andre wallen
Als zahme Pilger nur zu sichern Stunden,
— Wenn allergnädigst es erlaubt ein Rabe —
Zur Totenmesse an der Mutter Grabe . . .

S. 36.

Scheinleben war's, nicht Lebensvollbewußtsein!
Das wandelnde Gespenst, es fühlte immer,
Daß es dem Grabe seine Tage stehle,
Dum konnte selbst bei seiner Feste Schimmer
Nie freiheitsmutig, nie voll echter Lust sein
Dies bleiche Ding mit der geborgten Seele.
Daß ihm die eigne fehle,
Die sich um Raben nicht und Geier kümmert,
Urdeutsche Kraft, die oft an einem Tage,
Mit einem einz'gen Schläge,
Den Kerker und den Kerkervogt zertrümmert,
Das war zu sehn an seinen ersten Schritten,
Zu sehn an seinem Kriechen, seinen Bitten.
Die neue Zeit wird ohne Fürsten sein:

S. 48.

Bei Gott! Es gilt, die eigne Zeit zu bauen,
Nicht morsche Totenschädel zu befragen.
Wir wollen länger nicht die Purpursünden
Der krankgefognen Völker auf uns tragen,
Wir wollen uns entringen ihren Klauen
Und das Gesetz der neuen Zeit verkünden.
Auf offnem Markt entzünden
Wir Scheiterhaufen aus den Sündenzetteln,
Aus all den vielbenannten Siebenschäden,
Die uns zu Knechten machen,
Die gutes Recht als Gnade nur erbetteln.
Fort mit dem ganzen Kram der toten Zeiten,
Wir wollen für die neue Sonne streiten.

S. 50.

Die fahle Furcht lauscht an der Throne Stufen,
 Und Feigheit lehnt sich in die Purpurkissen.
 Sie wissen, o sie wissen:
 Die Zeit ist um! Sie wissen es und zittern,
 Denn nur von Furcht wird Grausamkeit geboren.

S. 53.

Die Feigheit hier, die Feigheit allerorten,
 Nicht minder reich an Trost, als wie an Helden,
 Die Hunde auch im Stall nicht zu vergessen,
 Und winselnd sich um einen Fußtritt melden
 Und, — Steuermarken um den Hals an Borten, —
 Bei Rechts und Links die Überbleibsel fressen.
 Die Feigheit geht mit Treßsen,
 Mit rotem Gold und Titeln überladen,
 Im Kriegerrock, im schlichten Bürgerkleide,
 In Lumpen und in Seide;
 Bei Spiel und Tanz, bei Festen und Paraden
 Nur Furcht und blasser Feigheit allerwegen,
 Und fragt ihr: „Wo?“ frag' ich: „Wo nicht?“ entgegen.

— Schon aus diesen wenigen Proben der politischen Dichtung Waldaus können wir seine trotz der verschnörkelten Form kraftvolle Sprache, seine mannhafte Persönlichkeit und seine heiße Liebe zu Deutschland erkennen. Seine äußerst freisinnigen, politischen Anschauungen sind nicht sehr klar, können es wohl auch wegen seiner Jugend nicht sein. Er eifert gegen staatliche und kirchliche Willkürherrschaft, und da ihm ohne Vernichtung der bestehenden Verhältnisse ein einiges, großes und freies Deutschland nicht möglich scheint, so ist er Revolutionär und Republikaner, ohne sich doch diesen Strömungen ganz hingeben zu können; denn er ist in viel stärkerem Maße, als er es sich selbst eingestehen will, Geburts-Aristokrat. Über jeder „Partei“ steht ihm das „Menschthum“, die „Menschheit“, worunter er vielfach überhaupt nur die „Menschenrechte“ versteht. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht seine Vorrede zur Cordula; z. B. Strophe 4:

Der Kronen Fesseln können mich nicht blenden,
 Doch auch die Blouse schlägt mich nicht in Bande;
 Ich weiß, das Menschthum wird den Kampf beenden.

Auch ein Satz aus seiner Vorrede⁹⁾ zu den Kanzenen gibt die ganze Unklarheit seiner politischen Kampfeinstellung: „Allerdings ist der Kampf für Reinmenschliches, für konsequente Harmonie und innigsten Zusammenklang der physischen Individualität mit jener, die wir — Seele nennen, die Grundlage all meines Strebens.“¹⁰⁾

So kann Waldau auch in der Staatsbürgerkunde durch manche Gedichte zu überparteilicher Betrachtung alter und neuer Streitfragen anregen.

Wenn nun auch Waldaus Gedichte und Epen für den Lesestoff nur geringe, vom heimatkundlichen Gesichtspunkte aus überhaupt keine Ausbeute boten, so ist das bezüglich seiner Prosadichtungen ganz anders. Überall finden wir in ihnen überaus fesselnde, wenn auch nicht gerade sehr rosig gefärbte Schilderungen von Land und Leuten Oberschlesiens in den 40 er, 50 er Jahren, so daß niemand, der sich von Oberschlesien im letzten Jahrhunderte ein Bild machen will, an ihnen vorübergehen kann. Es wäre ein Leichtes, aus den Romanen Abschnitte ergößlichster und doch auch betrüblichster Art — wenn man die Rückständigkeit der damaligen obereschlesischen Zustände betrachtet, — auszuwählen¹¹⁾, Abschnitte, die auch das starke obereschlesische Heimatgefühl der Landbevölkerung im hellsten Licht zeigen. Aber für die Oberstufe ist man in der glücklichen Lage, im Schulbetriebe nicht solche unzusammenhängende Teile bringen zu müssen. Es sind nämlich in dem Roman „Nach der Natur: Lebende Bilder aus der Zeit von Max Waldau 2. Teil: In Oberschlesien 2. Aufl. Hamburg 1851“ zwei Novellen eingefügt, die nach wahren Begebenheiten aus den Kreisen Kosel und Leobschütz gestaltet und unbedingt der unverdienten Vergessenheit zu entreißen sind: 1. Der Justizmann (S. 213—260, 2. Schmied-Franz (S. 260—328).

Im „Justizmann“ wird die betrügerische Handlungsweise eines verkrachten Gehilfen eines Rechtsanwaltes geschildert, die demselben im Dorfe zu einem reichen Besitz verhilft, während die anständigen Personen alle geschädigt werden. Das Unrecht triumphiert also und verstrickt auch die übrigen Hauptpersonen der Geschichte in Unsitlichkeit, so daß wir hier die erste realistische obereschlesische Dorfgeschichte vor uns haben, die in mancher Hinsicht geradezu schon naturalistische und kriminalistische Züge zeigt.

Noch geeigneter als diese Dorfgeschichte erscheint vom pädagogischen Standpunkt die zweite Geschichte (s. o.); es ist durchaus zu verlangen, daß dieses nach Handlung, Stil, Inhalt geschlossene Kunstwerk in den Leseplan der ober-

⁹⁾ Geschrieben zu Proskau am 4. Dezember 1847.

¹⁰⁾ Hier zeigt sich auch seine unangenehme stilistische Eigentümlichkeit der Fremdwörterei.

¹¹⁾ 3. B. Nach der Natur II, S. 183: Des Haupthelden Besuch bei Herrn v. Zabrciskij.

schlesischen Anstalten eingereicht wird — und zwar auf der Oberstufe in folgender Art: Zunächst muß die Romantik in Erzählungen von Brentano¹²⁾, Hoffmann, Kleist abschließend behandelt worden sein, wobei man sich vom heimatischen Gesichtspunkte aus nicht mit der „Privatlektüre“ von Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“ begnügen darf. Denn abgesehen davon, daß der Schüler von „Privatlektüre“ im alten Sinne gewöhnlich sehr wenig hat, ist auch das romantische Zeitbild eines seiner Romane mit seiner poetischen Erklärung der obererschlesischen Landschaft und ihrer Bewohner hier nicht zu missen.¹³⁾ Hieran schließt dann Waldau, der über die Droste-Hülshoff, Stifter, Freytag (Soll und Haben) zu G. Keller und den neueren Erzählungen der Heimatkunst überleitet. — Der Inhalt von dieser Geschichte „Schmied Franz“ ist sehr einfach. Ein etwas leichtsinniger, sonst aber gut veranlagter Mensch (eben der „Franz“) verliebt sich zunächst aus recht selbstsüchtigen Beweggründen in die reiche und schöne Tochter des Müllers, die eigentlich mit dem Schulmeister verlobt ist. Durch welche Zufälligkeiten und Ränke dann aber Schmied-Franz die Einwilligung von Vater und Tochter erlangt, wie er sich selbst zu reiner Liebe und echtem Menschentum emporläutert, das ist in überaus spannender und überraschender Weise geschildert, wie es überhaupt hier Waldau geglückt ist, Abschweifungen in politisches Gebiet und ermüdende Längen zu vermeiden und geschlossen künstlerische Wirkung zu erreichen. Zu dieser Handlung kommen noch ergötzlich humoristische Schilderungen von Land und Leuten mit ihren Sitten und Gebräuchen, manch kleiner Seitenhieb auf die Rückständigkeit der damaligen Landbevölkerung, Proben der Mundart, Übersetzungen polnischer Volkslieder — kurz diese Dorfgeschichte bietet ein überaus buntes und lebensvolles Bild obererschlesischer Verhältnisse, eine spannende, zu sittlichem Endziel führende Handlung, gewandte und für Waldau knappe Darstellung, sicher geschaute und klar gezeichnete Personen, so daß der Kunstwert, nicht heimatlische Überschätzung die Behandlung der Novelle¹⁴⁾ verlangen. Es müßte dieselbe also in einer Schulausgabe herausgegeben werden, die vom Verlage des „Ober-schlesiens“ herausgebracht wird. Vielleicht könnten dann am Ende die bedeutendsten Kanzenen hinzugefügt werden, so daß wir in dieser Hinsicht nicht

¹²⁾ „Gesch. v. braven Kasperl und schönen Annerl“, Vorläufer der Dorfgeschichte.

¹³⁾ In anderem Zusammenhange führt Eichendorffs Sprich von Goethe über die Romantik (auch Senau und Mörike) zu Heine, damit zu den politischen Dichtern (auch Waldau) und über den Nachklassizismus und die Strömungen um die Jahrhundertwende zu Rilke, Werfel.

¹⁴⁾ An der schalkhaft unschuldigen, künstlerisch-liebreizenden Schilderung des Besuches von Schmied-Franz in der Schlafkammer s. Flora braucht man sich wohl vom erzieherischen Standpunkt aus nicht zu stoßen. (313 f.)

erst auf eine Sammlung der wenig bekannten und als Zeugnis des Zeitgeistes doch so wichtigen Gedichte Waldaus aus den Jahren 1848, 1850 zu warten haben. Auf diese Art und Weise könnte das Andenken an den oberschlesischen Dichter Walbau in unsern Schulen am würdigsten gepflegt und sein hundertjähriger Geburtstag am besten begangen werden.

Ein Brief G. von Hauenschildts

G. v. H. führte einen außerordentlich ausgedehnten Briefwechsel, der zum Teil in seinem Nachlaß erhalten ist. Dabei erreichen seine Schreiben oft eine unglaubliche Länge. Der vorliegende Brief an den Lausitzer Dichter Leopold Schefer, dessen „Mädchen von Sunem“ er überarbeitet und in Verse gebracht hat, zeigt uns, in wie selbstloser Weise unser Dichter für seine Bekannten und Freunde wirkte. Diese schickten ihm oft ihre Arbeiten zu, da sie wußten, welch einen opferfreudigen Förderer sie an ihm hatten. Rührend ist die Liebe des Dichters zu seiner Frau und seinem Kinde, die aus den Zeilen dieses Briefes hervorleuchtet. Die unterstrichenen Worte werden im Druck gesperrt wiedergegeben.

Dr. W. Mak.

Mein sehr werter Herr und Freund!

Nie hab ich mehr bedauert, daß wir nicht schon länger miteinander verkehrt haben, als seit Empfang Ihres letzten Briefes. Wie leicht würden mir diese Zeilen — jetzt, gestehe ich, werden sie mir schwer. Statt Ihnen für die Fülle Ihres Vertrauens und Ihre in Brief und Gabe geoffenbarten lieben Gesinnungen zu danken, statt mich für meine scheinbare Saumseligkeit zu entschuldigen, komme ich mit einer Sache, für die ich selbst keinen Namen weiß, wenn Sie nicht geneigt sind, sie aufs Geratewohl ein Zeichen herzlichster und ehrlichster Teilnahme zu nennen. Meine altbekannten Freunde sind solche Dinge von mir gewohnt und hatten n i e einen anderen Namen dafür, weil sie m i c h kennen und wissen, daß ich keine Phrasen schrieb, als ich sagte: Laßt mich wirken für das Schöne und Gute, laßt mich fördern, wo ich darf und kann, — um meinen Namen und mich kümmert Euch nicht, die mögen vergessen sein, obgleich ich nicht nötig habe, mich zu verbergen.

Das ist eine schlimme Einleitung, werden Sie sagen; und doch ist's ein Kleines, was mir so große Pein macht, es wäre nicht der Rede wert, wenn wir unser Wesen nachhaltig durchdrungen hätten, durch Gedankenaustausch in Wort oder Briefen.

Ich muß mir's erst vom Herzen reden, motivieren und ein Urteil provozieren, eher komme ich an nichts anderes.

Fast wär's ein Attentat geworden, aber rechtzeitig noch verwandele ich's in ein Geständnis. Wir haben immer noch zehn bis zwölf Tage Zeit, um zu entscheiden.

Im Hais in Hellas sind wenige stofflich in dem Maße interessante Stücke wie das „Mädchen von Sunem“. Es ist eine Perle von so hellem Glanze wie der Flüchtling von Damask, Nr. 150, und das will viel sagen, denn wir haben nicht viele schönere Gedichte. Der Wunsch lag sehr nahe, diese schöne und eigentümliche Gedankenreihe in einer Fassung zu haben, die möglichst viel für sich, möglichst wenig gegen sich habe, und vor allem zu h a f t e n versprache. Sie muß sich so bequem einprägen, daß man sie nicht wieder vergißt. Die getreue Nachahmung der Psalmform bietet diese Vorteile n i c h t, man nimmt sie als Kuriosum, als eine absichtliche Seltsamkeit und ist gestört; man ist doppelt gestört, wenn man sie unvermittelt in einem Bande findet, der lauter Metrisches enthält; endlich fanden sich einige Stellen, die für den Haufen der Leser nicht klar hervortreten und eine Änderung wünschenswert machten, so wie auch die Bilder aus dem Hohenliede trotz des sic! am Rande nicht bleiben konnten, weil sie willkürlich durch einen Gedächtnisfehler v e r t a u s c h t waren. Hinzu kommt eine Bemerkung, die sprachkundigen Lesern der Bibel neu vorkommen würde, Ihnen aber nicht neu sein kann. Schon einer der Kirchenväter macht die Bemerkung, daß die poetischen Bücher des Alten Testaments in der That rhythmisch geschrieben seien, und daß man ihm das Buch Hiob in einer Weise vorgelesen, die deutlich zeigte, daß ein Vers von nahebei hexametrischer Spannung mehr oder minder variiert darin herrsche. Das Wahre ist, daß erstens ein Rhythmus vorhanden ist, und zweitens, daß die althiblischen Dichter insolge eines eigentümlichen Naturzwanges dieselbe Zahl der Hebungen hatten, aus welcher der griechische Trimeter und Hexameter, das Nibelungenmaß und der Alexandriner hervorgingen. Diese Färbung ist bei der Bibel ü b e r s e t z u n g verloren gegangen und durch Gewohnheit aus dem Gefühle verschwunden. Die Bibel ist aber nur poetischer Rohstoff, — das „Mädchen von Sunem“ mußte aber ein töniges Gedicht sein.

Es ist eine seltsame Harmonie in dem Eindrücke des Wortgefüges der Urbibel, des Ossian und des Homer. Man gibt ihn d e u t s c h im Hexameter nicht wieder, und überhaupt nicht, wenn man geschlossene zweifüßige Füße wählt und mit einer Hebung beginnt. Man erreicht jenen eigentümlichen Ton, der in einem leicht bis zur Prosa und solenn bis zum höchsten Schwunge einer Ode Pindars ist, nur in Anapästen und zwar in fünffüßigen, da vierfüßige zu spielend, bei sechsfüßigen aber die Aufstakte zur Atemlosigkeit führend sind. Ich überlegte das wohl und war überzeugt, daß eine geringe U m s t e l l u n g Ihrer Worte das gewünschte Maß und die hastendere Diktion herstellen müßten.

Am Tage des Empfangs kam ich nicht dazu, den Versuch zu machen, gestern hatte ich Gäste und war zerstreut, aber der Gedanke verließ mich nicht, und heute endlich wurde ich den quälenden Plan aus einem Gusse los. Ich nahm, um den Einklang mit dem anderen Inhalt des Buches und speziell den Zusammenhang des Gedichts mit der Lustreise herzustellen und hervorzuheben, Ihre Bemerkung über den Sonnenuntergang über Jerusalem aus dem Briefe zum Rahmen für das Ganze, schrieb dann Ihren Psalm in Versform aufs Papier, und die Sache war fertig. Sie werden sehen, daß ich fast nicht einmal Ihre Worte zu verändern brauchte, sondern, daß ich alles nur in Zeilen von Verslänge zusammen zu reihen hatte. Ich führte oben an, warum einige Stellen Änderungen wünschenswert machten. Diese trug ich ein, sonst tat ich nichts, und doch schien es mir jetzt von gewaltigerer Wirkung. Es liegt ein Geheimnis im Rhythmus. Er hält uns in Banden, er hat Macht über den Menschen, weil der Mensch, wenn er Mensch ist, selbst ein rhythmisch bewegtes Ganzes ist.

Und als ich die Arbeit laut las, gefiel sie mir so, daß ich den Schreiber rufen lassen wollte, damit er es kopiere. Es sollte brühwarm nach Hamburg, und Sie sollten die Veränderung, die ich mit Ihrer Schöpfung vorzunehmen gewagt, erst im Druck sehen.

Das ist das Attentat!

Aber ich besann mich und fürchtete mich vor der Verantwortung. Hätten Sie auch wohl zu freundlich gedacht, den Mißbrauch Ihres Vertrauens öffentlich zu denunzieren und meine Paraphrase abzulehnen, so hätte es mir doch weh getan, wenn unser schön begonnenes Verhältnis durch eine Arbeit gestört worden wäre, die ich mit meinem Liebeserguß vornahm. Ich meine die Gabe, mich in das Denken und den Darstellungston anderer hineinzufinden, feiert hier in der Tat einen Triumph. Ich gehe jede Wette ein, daß es mir gelungen ist, Ihre Redeweise nachzuahmen, Ihre besonderen Farben einfließen zu lassen am rechten Ort, daß niemand eine andere Feder ahnt. Ich selbst hätte manches anders schreiben müssen, um wieder meine besonderen Farben zur Geltung zu bringen. Hier aber ist nicht allein die Idee, sondern jedes Wort, jede Wendung, Leopold Schefer. Es hatte auch keine andere Bestimmung und konnte, ohne größtes Plagiat von Alpha bis Omega zu sein, auch keine andere haben, als Ihr „Mädchen von Sunem“ zu sein, dem ich Schreiberdienste geleistet.

Ich ließ es nicht kopieren und sende Ihnen das einzige Exemplar, das existiert. Ich hab's lieb. Ich erwarte nun das „Mädchen von Sunem“ von Ihnen, d. h. ich erwarte den Auftrag, entweder den Psalm, wie ich ihn hier habe, oder eine Kopie des Nachgeschriebenen, welche Sie mir nur in diesem Falle

senden wollen, nach Hamburg zu schicken. In beiden Fällen haben Sie die Güte, meinen Entwurf mir nicht wieder zu geben, damit er sich nicht einmal unter meinen Papieren findet, sondern ihn ins Feuer zu werfen, damit zwischen uns kein Anstoß sei. Wiederhaben will ich ihn überhaupt nicht. Was sollte er mir? Ich schrieb Ihnen Wort für Wort nach, und wenn je ein Gedicht, so ist dieses Ihr Eigentum.

Was Sie auch beschließen, von mir. — Aber wozu Ihnen Versicherungen häufen. Ich habe Ihnen entweder in Liebe aus Liebe zur Schönheit, oder — ja, ich weiß das „oder“ nicht, denn wozu macht ich mir sonst Sorgen.

Seien Sie mir nicht böse, und nehmen Sie es auch nicht übel, daß ich Ihnen den Schmierseken schicke, wie er entstand. Wären wir bekannt, recht tüchtig bekannt, so hätte ich das Blatt selbst recht sauberlich kopiert, aber so sollte für alle Fälle keine Kopie existieren.

Und nun, mein verehrter Freund, mit erleichtertem Herzen und möglichst verwahrt gegen ein Mißverständnis meines guten Willens, — der irren, aber nicht kränken und verletzen kann, und wahrlich nur Freunden Kopistendienste tut, — nun zu anderen Dingen.

Ihr „Weltpriester“ soll meine nächste Lektüre sein. Wir verfolgen in so vieler Hinsicht einerlei Zwecke, daß es gar nicht denkbar ist, daß er mich nicht lebhaft beschäftigen und erfreuen sollte. Ich danke Ihnen daher schon im voraus von Herzen dafür.

Vergessen Sie auch nicht, daß Sie mir Noten versprochen! Ich schenke gerne, nehme aber Bücher und Noten und Skizzen und dergleichen Dinge, die durch die gebende Hand erst die rechte Weihe empfangen, auch sehr gern geschenkt, und mahne mir Versprochenes stets ein. Nehmen Sie sich also in Acht. Meine Frau spielt nur ernste Musik, und ich höre sie gern. Auch meine Frau ist schön, und ich freue mich des edlen Ebenmaßes ihrer Züge und Glieder. Die Schönheit ist nicht das Beste, aber das Edelste in der Natur. Mir geht das Herz auf, und ich versenke mich gern in das, was die Natur geädelt hat. Mir sitzt das Schönheitsgefühl allenthalben. Ich kann weinen vor Freude über ein Gesicht, das nicht bloß Jugend schönheit, sondern wahre Formen schönheit hat, das nicht bloß reizt, sondern auch fesselt.

Ein Kind habe ich bis jetzt nur, einen lieben, prächtigen Knaben mit großmächtigen, glühend blauen Augen. Was ich an dem Kinde hänge! Mensch zu sein und kein Kind zu haben, das ist die Hölle.

Ich lege Ihnen ein Büchlein bei, das vielleicht Ihrer Frau Gemahlin gefällt. Empfehlen Sie mich ihr angelegentlichst. Wenn Sie ein Bild von mir haben wollen, so sagen Sie es.

Meine Finger sind heute schon steif vom vielen Schreiben. Wenn es Ihnen nur recht wäre! Von Herzen der Ihrige

Utscheidt bei Bauerwitz G/S., 9 März 1852.

G. Hauenschild.

Quer am Rande steht noch eine Nachschrift: „Ich war recht müde beim Schreiben, es ist schon tief in der Nacht, ja, wie ich eben sehe, schon Morgen. Nehmen Sie also den Brief ja nicht für ein Stilmuster!“

Doktor von Hauenschilds letzte Tage

von

Dr. W. Mak

So lautet ein Abschnitt in dem Tagebuche des Arztes Dr. Proske aus Bauerwitz, der mit Georg v. Hauenschild befreundet war und ihn behandelte. In seinen knappen Blättern zeigt er uns die erschütternde Tragödie des bitteren Todes unseres Heimatdichters. G. v. H. fühlte sein nahes Ende und klagte öfters: „So jung noch und muß sterben.“ Alle aufgewendete Sorgfalt und Pflege konnte ihn nicht mehr retten. Wir geben hier nur einen kurzen Auszug aus dem Tagebuche, denn die eingehende Beschreibung eines schweren Typhusfalles und seiner veralteten Behandlung kann uns hier nicht fesseln. Der Arzt beginnt seine Krankengeschichte, die er täglich fortführt, mit einer Schilderung des Gesundheitszustandes seines Freundes:

„Dr. v. Hauenschild war schwächlicher Körperkonstitution, zwar groß, aber mager und litt an einem angeborenen Herzübel (hypertrophia cordis). Im lezt verflossenen Jahre erfreute er sich einer beständigen Gesundheit und ertrug körperliche Strapazen mit größerer Leichtigkeit als dies früher der Fall war; so hat v. Hauenschild am 21. Dezember 1854 bei einem Treibjagen auf seinem Gute den ganzen Tag, ohne Ermüdung zu äußern, ausgehalten. Die folgenden Weihnachtsfeiertage hindurch war er ruhig und heiter, nur das fiel mir auf, wie er am ersten Feiertage in der Kirche zu Bauerwitz, von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, die Kirche verlassen mußte. v. Hauenschild erholte sich in meiner Behausung bald und verlebte im Kreise seiner Lieben die nächsten Tage ohne jede Störung seiner Gesundheit. Am 26. Dezember besuchte er eine Abendgesellschaft in Ratibor und zeigte auch da seine Liebenswürdigkeit in vollem Glanze. Am 29. Dezember wurde v. H. abermals von einem vorübergehenden Unwohlsein befallen.“

Nun erkrankte auch sein Sohn Max, doch konnte den besorgten Vater der Arzt bald beruhigen. Am 31. Dezember stellte Dr. Proske bei Georg v. Hauenschild

ein nervöses Fieber fest, wie man damals den Typhus bezeichnete. Dem Kranken ging es gelegentlich besser, doch trat bald eine Verschlimmerung ein, wie uns der Bericht vom 14. Januar zeigt.

„14. Januar. Rückkehr der febrilen Erscheinungen in gesteigertem Grade. Zu dem beschleunigten Pulse (120 Schläge) gesellt sich Fliegenhaschen, Flockenlesen, Sehnenhüpfen, traurige Zeichen. Die Delirien haben einen wehmütigen Charakter. Das zeitweise Wiederkehren des Bewußtseins läßt den v. H. von seiner schweren Krankheit, von seinem Alter, „also netto 30 Jahre, d. h. den 24. März“ sprechen, dazwischen ungeordnete Erzählungen von den Kämpfen in der Krim, wie er als Kommandierender Abhänge ersteigt, „Vorwärts“. Er wird russischer Gefangener und eingebracht. Er glaubt als Verwundeter in einem Gasthause zu liegen, in welchem, abgesehen von der unzumutbaren Zimmereinrichtung auch ein zu lebhafter Verkehr stattfindet und den Kranken stört. Deshalb wendet er sich flehentlich an mich: „Lieber Freund, Dir wird es möglich, mich vis-à-vis ins Militär lazarett zu bringen. Du als Oberarzt kannst es sofort bewerkstelligen. — Tue mir den Gefallen. Dort herrscht militärische Ruhe und Ordnung, hier stört mich das fortwährende Hin- und Herlaufen der Frauenzimmer und läßt mich keinen Augenblick schlafen. Ach ja, Schlaf! Schlaf ins Unendliche — der tut mir not.“

Der Ärmste wußte sehr wohl, was ihm not tat, und doch ließ sich der ersehnte notwendige Schlaf nicht erzwingen. . . .“

Der Zustand verschlimmerte sich immer mehr, und am 18. Januar, abends 8 Uhr, empfing der Kranke die letzte Ölung.

„19. Januar. . . .“

Delirien ohne Unterlaß, unverständliches Sprechen, mehr ein Wälgern mit der Zunge als artikuliert Laute. Sein Geist muß sich ausschließlich mit seinen Lieblingsarbeiten beschäftigt haben, denn, deutlich zu verstehen, sagte er: „Meinem Freunde Wurzbach, der ist auch ein Dichter, übergebe ich meine Papiere.“ Dazwischen verzweifelter Kampf und Schießen. Puff-Puff! Puff! Puff! Parieren gegen Säbelhiebe.

Um Mitternacht verkündeten kalte Füße bis an die Knie, kalte Hände, kalte Stirn und klebriger Schweiß die Nähe des Todes. Die Delirien wurden immer ruhiger, unverständliches Sprechen, beschleunigtes Atmen, Pulslosigkeit. Um 5 Uhr früh am 20. Januar der letzte Atemzug.

So endete nach 20 tägigem unsäglichem Leiden der Dr. v. Hauenschild in der Blüte seiner Jahre. Ich sage unsägliches Leiden, dies mit Recht. Noch nie habe ich einen Kranken so ohne Unterbrechung und so ängstlich delirieren gehört. Noch nie ist es einer Seele so schwer geworden, sich vom Körper zu trennen als hier. Kalte Extremitäten, kalte Stirn, Pulslosigkeit und noch immer rege Geistes-

tätigkeit und mit Bewußtsein ausgesprochene Willensmeinung. Buchstäblich genommen, v. H. war 8 Tage hindurch ein Sterbender. Jede Nacht brachte neue Gefahren und neue Leiden für ihn und die Seinigen, die alle mit heldenmütiger Ausdauer den Kranken gepflegt haben. Nur Liebe zu dem Verstorbenen konnte ihnen die Kraft dazu leihen.“

Wie aus einem Briefe des Pfarrers Janotta in Dirschel, dessen Zögling G. v. Haunschild war, zu ersehen ist, wußte dieser nichts von der Krankheit des Dichters. Im Traume sah er ihn aber in diesen Tagen tot mit einem Lorbeerkrantz liegen. Kurz darauf empfing er die Nachricht, daß sein ehemaliger Schüler verschieden sei. Er reiste nach Tschaidt und sah den Verstorbenen auf dem Katafalk ausgestreckt. Tief ergriffen las er für den Dahingeshiedenen in der Schloßkapelle die Seelenmesse.

Cordula und Rahab

von

Dr. W. Mak

Da sich noch kein Verleger gefunden hat, der die besten Werke Georgs v. Haunschild neu aufgelegt hätte, so besteht für die große Menge der Leser keine Möglichkeit, den Dichter selbst kennen zu lernen. Es wird wohl auch kaum eine Bibliothek in Oberschlesien geben, die selbst nur die wichtigsten Werke unsres Heimatdichters besitzt. Es soll hier deswegen der Versuch gemacht werden, durch eine Inhaltsangabe mit eingestreuten Proben eine Vorstellung von den beiden Epen „Cordula“ und „Rahab“ zu geben.

„Cordula“, eine Graubündner Sage, erzählt von Max Waldau, ist Hamburg 1851 erschienen. Über den Stoff und sein Verhältnis zur Geschichte sagt der Dichter in einem Nachwort zur ersten Auflage: „Die Kenntnis der hier erzählten Sage und mit ihr die äußere Veranlassung dieses Gedichtes verdanke ich Heinrich Tschokkes-Text zu den „Klassischen Stellen der Schweiz“, wo der Leser die Erstürmung von Gardovall auf Seite 31 und 32 geschildert findet. Das Gedicht, wie es vorliegt, ist mein Eigentum. Wiedererzählt ist aber alles Wesentliche. Die Lage der Dinge, das Verhältnis des Vogtes zu den Talsassen, wurde nicht zugunsten eines Planes greller gefaßt, es enthält strenge Wahrheit, ebensowenig wurde den Bauern ein Zartgefühl untergeschoben und ein Bewußtsein des Menschenrechtes angedichtet, das sie nicht besaßen. Die Trümmer von Gardovall bekunden im Lapidarstile, was ich in Worte faßte. — Der gewaltsame Befreiungsakt blieb ungeahndet, das obere Engadin ward durch Zahlung von 900 Gulden im Jahre 1494 die Hoheitsrechte des Bischofs von Thur los.“

In der Widmung an seinen Freund Adolf Stahr kennzeichnet Georg v. Hagenschild seine Dichtung mit den Worten:

„Das Recht der Menschheit und den Wert der Frauen,
Der Mütter freier künftiger Geschlechter,
Magst Du in meinem Lied gepriesen schauen.“

Der einleitende Gesang zeigt uns, was den Dichter an diesem Stoff gereizt hat:

„Mir fiel ins Herz ein Funke Tau,
Ein Zaubertropfen vom Baume der Zeit.
Ich weiß nicht, fand er das Bett zu rauh,
War ihm zu heiß das fremde Kleid:
Und in den Wellen läßt sich erschauen
Die Wonne hier und dort das Grauen,
Er wuchs und schäumte über den Rand
Und rieselte weiter, ein silbernes Band.
Ich hemm ihn nicht! So rinnt er zu Tal
Mit seinem Jubel und seiner Qual,
Mit Liebesgeflüster und Schwertgeklirr,
Mit süßem Gekos und Kampfgewirr:
Das Haus des Bauern, das trohige Schloß,
Kraftmutige Männer und frecher Troß,
Und zwischen Gestrüpp und Felsgestein
Ein Alpenröschen obendrein.“

Das Alpenröschen Cordula ist die Tochter des freien Bauern Adamo. Sie liebt ihren älteren Gespielen Volker, der das auf einer Alm eingeschlafene Mädchen vor einer Lawine gerettet hat. Der arme Jäger Volker glaubt aber, dem reichen Bauern kein willkommenener Schwiegersohn für seine einzige Tochter zu sein und zieht sich deshalb zurück. Cordula sucht sich über ihre Gefühle klar zu werden und unternimmt eine Wallfahrt. Auf ihr kindlich frommes Gemüt macht die prächtige Wallfahrtskirche einen gewaltigen Eindruck:

„Sie tritt durchs heiligenreiche Portal
Und sieht die Pracht zum ersten Mal,
Mit welcher der Glaube sich bedeckt
Und Glauben an sich selbst erweckt.
Die schlanken Pfeiler, hoch oben gespalten,
Die wuchtig lastende Bogen halten,
Gewölbe mit Rippen überstrickt,
Die man von Duft umwoben erblickt,

In jedem Fenster ein feurig Bild,
Und doch die Gänge dämmrig mild,
Als sollten die Heiligen hier den Reinen
Nicht bloß gemalt und gemeißelt erscheinen,
Als sollte hier durch künstliche Schatten
Das Auge zum Wunderschauen ermatten,
Und weiter dann der Hochaltar,
Umwunden von Kränzen ganz und gar,
Mit Kerzenflammen übersät
Und sanft von Weihrauchwolken umweht,
Durch die aus ihrem blinkenden Schrein,
Verziert mit funkelndem Edelgestein,
Die Gottesmutter das Kind im Arm
Herniederlächelt hold und warm.
Dazu wie nimmer ein Vogel sang
Gewaltig dröhnender Orgelklang
Bald zornig drohend wie Donnergeroll,
Bald wieder segnend ernst und voll.
Dies alles stürmt auf Cordula,
Und was sie hört und was sie sah,
Hinreißt es sie mit Allgewalt,
Sie fühlt sich heiß und sie fühlt sich kalt,
Zugleich erschüttert und entzückt
Zugleich gehoben und niedergedrückt.
Sie kniet auf den Steinen und zittert und bebt
Und ist doch selig und neu belebt.“

Auf der Rückkehr von der Wallfahrt fällt Cordula in die Hände von Strauchrittern, Volker, der ihren früheren Ausbruch gemerkt hat, erscheint rechtzeitig und erledigt mit einem wohlgezielten Schusse ihren Entführer. Der geängstigte Vater erkennt nun den armen Jäger als seinen Schwiegersohn an. Die Vorbereitungen zur Hochzeit werden getroffen, da kommt der Landvogt vorbeigeritten. Das erblühende Mädchen erregt seine Lüsterheit und er läßt dem unglücklichen Bauern durch seinen Knappen Rolf die Nachricht zukommen, daß er Cordula bei sich zu sehen wünsche. Volker ist in einem entlegenen Tale, um Verwandte zur Hochzeit zu bitten, und so kann er seine Braut nicht beschützen. Der Vater weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er verspricht, am folgenden Tage seine Tochter selbst auf die Burg zu bringen. Inzwischen bewaffnen sich in der Nacht die empörten Bauern. Als der Vogt am nächsten Tage die weinende

Cordula in Empfang nehmen will, stößt ihm Adomo seinen Dolch in die Brust. Nun brechen die Bauern aus dem Hinterhalte hervor und bei dem Kampfe geht die Burg des Tyrannen in Flammen auf. Als Volker ankommt, brennt bereits die Burg und er führt die Braut von der Stätte der Verwüstung und des Todes an den Traualtar.

Georg von Hauenschild hat um die Form dieser Dichtung, die er als anspruchsloses historisches Idyll bezeichnet, lange gerungen, schließlich hat er sich für einen vierhebigen Vers aus vorwiegenden Jamben mit stumpfen Reimpaaren entschieden. Auf uns macht die Sprache der „Cordula“ den Eindruck eines leichten Dirndelkleidchens, das kurze rhythmische Falten schlägt. Gelegentlich sind die Reime gesucht und beeinträchtigen den Eindruck. Ganz anders ist die Sprache der „Rahab“, die erst 1855 erschienen ist. Man fühlt sofort, wie die Gestaltungskraft des Dichters in der Zwischenzeit gewachsen ist. Die Sprache der „Rahab“ gleicht einem schweren Brokatgewande. Jedes Wort ist von innerem Schauen erfüllt. Wenn man sich in diese Dichtung vertieft hat, kommt man nicht mehr von ihr los. Das Lebensbild Rahabs entrollt uns der Dichter auf 120 kleinen Seiten. Die Handlung spielt nur einen Tag. Nur ein wirklicher Dichter konnte sich an einen solch heiklen Stoff wagen, wie es diese Dichtung ist. Nur ihm konnte es glücken, aus der Verräterin der Bibel eine hehre Frauengestalt zu schaffen, der wir unser tiefstes Mitleid nicht versagen können.

Jericho ist von dem Volke des erbarmungentäußerten Gottes belagert. Rahabs Haus lehnt sich an die Stadtmauer, und auf dem flachen Dache wartet sie auf die Eroberung und die verheißene Errettung durch die beiden Späher, denen sie Hilfe leistete, als sie von den Soldaten Jerichos gesucht wurden. Die Stadtmauer hinunter hängt ein Seil, mit dessen Hilfe die beiden den Weg wieder zu ihr finden sollen, um ihren Schwur einzulösen. Rahab beobachtet gespannt den graußigen Kampf, der mit größter Erbitterung von beiden Seiten geführt wird. Aber kein weiches Gefühl hebt über ihr Antlitz, kein Mitleid spürt sie mit ihrer Heimatstadt, die durch sie dem Verderben geweiht ist. Die Verteidigung leitet der Sohn des Königs. Rahab erblickt ihn, und in ihren eisigen Zügen beleben sich die funkelnden Augen. Ihre Blicke verfolgen voller Haß den Prinzen.

Hinreißend ist die Schilderung der Schönheit Rahabs, die als ein atmendes Wunder dargestellt wird, wie es Bildhauer in Sehnsucht träumen. Während die Unglückliche vom Dache aus dem Toben des Kampfes zusieht, zieht ihr Leben an ihren Augen vorüber. Gedankenverloren gesteht sie: „Wie war ich so neidlos arm und ein glückliches Kind einst.“ Sie war die Hilfe ihrer ergrauenden Eltern und des jungen Bruders.

„Blind saß mir der Vater daheim und gelähmt an den Füßen,
Krank hatten die Mutter gemacht langjährige Sorgen,
Der Bruder, unfähig zu helfen, verlangte noch Pflege.“

Aber Segen lag auf ihrer Arbeit, bis einst der Tag kam, der die Wendung in ihrem Leben brachte. Der Sohn des Königs sah sie beim Winden von Kränzen, sprang aus dem Bügel und schickte sein Pferd auf den Anger. Und schnell vollzog sich ihr Geschick.

„Da sank dir zu Füßen die Arme, die niedrig Geborene,
Du aber erhöhst sie zu dir und umfaßtest die Tage
Als mächtig begnadetes Wunder, als würdig des Besten. . . .
Süß klang mir das Wort, und ich glaubt dem seligen Wohlklang.
Und glaubt den Augen, vor denen die meinen sich senkten.
Wert priesest du goldener Spangen und funkelnder Ringe,
Die Finger der Hand und den Arm und die Knöchel des Fußes,
— Ich aber vermißte den Schmuck, weil du ihn vermißtest,
Und lächelnd gewährt ich im Scherz die geforderten Maße. . . .
Und ich gab. . . Und du nahmest. . . Und über uns rauschten die Palmen“

Aber nur kurz waren die Tage des Glückes.

„Sie brannten herunter die Tage des seligen Traumes,
Und zu gräßlichen Nächten verwob sich die wirbelnde Asche!
Dir wahrte zu lange, wofür ich ein Leben zu kurz hielt.“

Der Prinz hat die Feste eines Bergvolkes erobert und dort eine Frau gefunden, für die er in Liebe entbrannte. Rahab kann das Ungeheuerliche nicht glauben. Sie ist zum Äußersten entschlossen. Da der Prinz bei der Eroberung der Bergstadt den Befehl gegeben hat, alle Einwohner zu ermorden, glaubt sie das Recht zu besitzen, die Nebenbuhlerin zu töten. Nachts dringt sie in die Burg ein, aber ihr Geliebter lacht sie wegen ihrer Besorgnis nur aus. Alle Liebesbeweise können Rahab aber nicht täuschen. Zurück denkend klagt sie:

„Aufflackert ein Licht im Verlöschen: so hatte mein Kommen,
Die äußerste Tat vollendeter Liebesergebung,
Dir einmal die Glut noch geschürt, — dann war sie verloschen.“

Umjungen, umblüht von Verheißungen jeglicher Freude, mußte sie inmitten des Frühlings vor Liebe fast verschmachten. Als sie einmal vor den Toren der Stadt wieder am Brunnen weilte, kam ein Trupp Reiter angesprengt. Darunter war ihr ungetreuer Geliebter. Das Reitergefolge bewunderte die Schönheit Rahabs, und der Prinz lud sie für den Abend ein. Die sonst so stolze Rahab tat



den verhängnisvollen Schritt in dem Glauben, ihren Geliebten wieder gewinnen zu können. Der Prinz empfing aber die Vershöchserte im Kreise der Männer.

„Doll schäumenden Weines kredenzte der Sklave die Schale,
Und ich trank, was du botest, wie halb Verschmachtete trinken,
In hastigen Zügen verschlang ich das flüssige Feuer. . . .
Mut suchte ich und Kraft, um zu fliehen — doch trank ich Vergessen,
Und Sinneverblendung und Taumel und wüstes Entzücken . . .
Du schürtest die Glut, wild schwoß die entseßliche Festnacht,
Ein Spielball war ich, bewußtlos, lachend, gefühllos. . . .
Nicht weiß ich's, was ihr getan, doch dämmert mir grausig,
Daß Ungeheures am Weibe im Scherze verübt war. . .
Und am anderen Tage, als ich endlich erschauernd emporfuhr, —
Sag Rahab nackt bei den Sklaven, und viehisches Lachen
Begrüßte den Aufschlag ihrer verzweifelnden Augen. . . .“

Die Arme wagt nicht, nach Hause zurückzukehren, sondern flieht aufs Feld, wo sie zusammenbricht, und erst nachts wieder zu sich kommt. Als sie am anderen Morgen in die Stadt will, nennt sie der Torwächter bereits eine Dirne. Noch weiß sie aber nicht, wieviel Unheil in der einen unglücklichen Nacht über sie hereingebrochen ist. Bevor sie sich aus dem Elternhause fortgeschlichen hat, ließ sie die Lampe brennen, um ihrem jungen Bruder ihre Anwesenheit vorzutäuschen. Die Lampe ist aber umgestürzt. Das brennende Haus hat ihre Eltern begraben, und nur ihr Bruder hat sich gerettet, der jetzt ihr ein und alles ist. Um Rahab ist es nun geschehen.

„Die Knechte des Königs ergriffen die schweifende Dirne,
Das verrufenste Haus in verrufener Ecke befahl man
Bei äußerster Pön der Verrufenen zu bleibender Wohnung.
Gab preis mich den Lüsten, und gab mir zur Ehre die Schande.
Ich hatte nur Tränen gehabt, jetzt wußt ich zu lachen
Und jubelte trotzig ein wildes, ein bitteres Gelächter. . . .
Doch jens Gelächter ist heute das Klagegewinsel,
Ist heute der sterbenden Stadt vielstimmiges Grablied.“

Als der Führer der Israeliten zwei Kundschafter ausgesandt hatte, nahm Rahab sie auf und ermöglichte ihnen ein Entkommen aus der Stadt. Dafür schwuren sie ihr Errettung. Während nun Rahab auf die Eroberung der Stadt wartet, sieht sie auch den ungetreuen Königssohn bei der Verteidigung fallen.

„Und schwiege sie selber, es sängen die Augen, die Glieder,
Noch wahnsinntrunken gesättigter Rache Triumphlied.

Und „Rahab, Rahab“ gelt sie hinunter, als sollte
Der Mann, des Ohr sich für jegliche Laute geschlossen,
Nicht sterben, bevor ihn der Jubel der Zeugin erreichte,
Nicht sterben, bevor der Name den Tod ihm vergiftet.“

Von dem Dache aus sieht Rahab auch die Rebenhügel, wo ihr Unheil begonnen hat. Wenn sie an alles zurückdenkt, kann sie ihren Schmerz nicht bemeistern, sie muß ihn hinaus schreien.

Aus diesem Jammer heraus können wir das triumphierende Rachegefühl verstehen, als sie den Königssohn fallen sieht.

„Von hier sah Rahab erschlagen den Erben des Königs.
Dich sah ich gebettet zum Tode, verstümmelten Hauptes.
Nicht logen die Augen wie einst, nicht logen die Lippen,
Nicht lachtest du mehr, haarsträubenden Frevel ersinnend,
Aufkeuchte die Brust dir in rasendem Schmerz — und ich sah es,
Dein Kopf schlug krampfzig geworfen den Staub — und ich sah es.
Die Nägel zermühten und krallten das Kieselgerölle —
Und ich sah es, — — wie du mich gesehen in den Armen der Helfer!
Jetzt lagerst du unter den anderen, steif und erkaltet,
Besudelt, vergessen, bei niedrigem Volke der König,
Bei jämmerlich Schwachen ein Schwacher, der Mann, der so stark einst.
O du logst als Fürst, zu betrügen die Niedriggeborne,
Und du logst mir als Mann, um das gläubige Weib zu betrügen.
Nun aber, nun lügst du mir nimmer, und niemand betrügt du.
Jetzt täuschest du keinen, dein Tod bleibt Wahrheit für immer.“

Rahab lebte bisher in zwei großen Gefühlen: dem der Rache gegen ihren Verführer und Schänder, und dem der Liebe zu ihrem jungen Bruder. Seitdem ihrer Rache Genüge getan ist, brennt um so heller ihre mütterliche Liebe zum Bruder.

„Schneeflocken, die lächelnd die Frühlingssonne dahin schmilz,
Sind all auch die glühendsten Flüche der übrigen Welt ihr,
Wenn liebend das Herz nur des Lieblings der Seele sie segnet.
Auf sein Haupt strömten allein die unendlichen Schätze,
Die zu spenden vermag ein Gemüt, das so liebesgewaltig,
So liebesbedürftig und leidenerfahren wie Rahab.“

Aber:

„Hoch über den Häuptern der Menschen thront das Verhängnis,
Die rastlos reisende Ernte der eigenen Saaten.“

Auch den Bruder, der ihr allein das Leben noch lebenswert machte, sollte sie verlieren. Ihr Liebling ist der Hut der Mägde entronnen und suchte am Hange des Walles versflogene Pfeile. Da traf ihn ein verirrtes Geschöß. Er wankt bis zu seiner Schwester und bricht vor ihr zusammen. Als er die Augen aufschlägt, weist er ihre Hilfe schroff zurück. Er fragt sie nach dem Grunde ihres sonderbaren Verhaltens in den letzten Tagen, nach dem Zwecke der Vorbereitungen zur Flucht, da doch die ganze Stadt an der Rettung verzweifle und fährt fort:

„Jetzt denk ich der Fremden und eures Gespräches am Abend,
 Das, halb nur entschlummert, ich ohne zu wollen, belauschte. . . .
 Jetzt hab ich verstanden was damals dem Träumenden fremd blieb.
 Verraten hat Rahab die Heimat, verraten uns alle!
 Jetzt glaub ich den andern, was weinend und streitend so oft ich
 Befangen durch deine geheuchelte Liebe verneinte. . .
 Ich glaub's, daß Rahab von jeher das verworfenste Scheusal. . . .
 Ich glaub's, daß deine Verbrechen die Eltern gemordet. . . .
 Du warbst ja den Schützen, den sichern auch, der dem Bruder,
 Den Lügenumgarnten, so frühe so bitteren Tod gab. . . .“

Der Fluch des Bruders vernichtete Rahab. Die Mägde wagten es zunächst nicht, nach ihrer Herrin zu sehen. Endlich kamen sie zu ihr hinauf und fanden sie in stummer, stierer Verzweiflung. Mit plumpen Worten versuchten sie Rahab zu trösten, und als sie das rettende Seil in Erinnerung bringen, springt sie wild auf, um es hinunter zu werfen und sich dem Verderben zu weihen. Mit Gewalt wird sie daran von ihren Dienerinnen gehindert.

„Um den Tod kämpft Rahab, um Leben noch heißer die Mägde.
 Und sie wehren den Gang und sie halten in enger Umstrickung
 Unfähig, die Glieder zu regen, die Herrin gefesselt. . . .
 Da schlägt dumpf tosend zusammen zu Häupten des Weibes
 Das Wogengedränge der Bilder vergangener Zeiten. . . .
 Ihr ist, als versinke die Seele, verschlungen vom Abgrund
 Und, gleich wie der üppige Wuchs voll rankiger Pflanzen
 Hinfinkt an die Erde, so bald ihm die Stütze geraubt ist,
 Bricht langsam zu Boden der Leib, den der Wille verlassen.
 Die wunden Gefühle, die flackernden Lichter verlöschen.
 Allseitig geheßt von dem Rasen gewaltigsten Sturmes.
 Und die letzte der Flammen bescheint ein totes Bewußtsein.“

Rahab ist als Persönlichkeit gestorben, sie lebt nur noch ein Traumdasein. Jericho wird erobert. Rahab aber hört nicht den Schrei der verzweifelnden Ohn-

macht und den Jubel der feindlichen Krieger. Als die beiden Späher erscheinen, wird sie von den Dienerinnen willenlos in das feindliche Lager hinausgeführt. Die Stadt brennt. Die Mägde vergraben ihr Haupt und verstopfen sich die Ohren, um nicht den graußigen Untergang der Heimatstadt zu sehen und zu hören. Rahab aber windet aus Blumen einen Kranz und setzt sich ihn aufs Haupt. Dazu singt sie ein wehmütiges Lied.

„Und — schauend mit glänzenden Augen ersah sie die Welt nicht.“
Ein rührendes Bild mit einem Schauer erregenden Hintergrunde.

Und allen verblieb in der Seele für immer das Bildnis.
Mit heiligem Grauen betrachtet, von keinem geschädigt,
Und nimmer erweckt aus der Nacht des Vergessens,
Verlebte sie Jahre des Friedens in Träume verloren —
Im Volke der Fremden das einzige glückliche Wesen,
Das Jericho Wiege genannt und entronnen dem Tode.“

Diese Tragödie einer stolzen Mädchenseele muß jedes Herz rühren. Und so eigen auch der Stoff ist, ich muß gestehen, daß ich keine keuschere Dichtung gelesen habe, die das Verhältnis von Mann und Frau behandelt. Alles Peinliche ist in der edlen Seele des Dichters ausgegült.

Von der Kritik werden auch gegen diese Dichtung verschiedene Einwände erhoben. Mich stört nur eines: Die Erkenntnis des Bruders, daß Rahab eine Verräterin ist, erfolgt erst nach seiner Verwundung. Dies müßte begründet werden, es müßte ausgeführt werden, weshalb dem Bruder erst jetzt die Augen aufgehen. Dieser kleine Mangel kann mir aber die Freude an der herrlichen Dichtung nicht verderben. Der Dichter erwartete von der „Rahab“ keinen Erfolg. Er sagte, diese Dichtung wäre berechnete Kopfarbeit und hätte durchaus nichts mit seinem „Ich“ gemein. Sein liebstes Kind war die „Cordula“, die er für die 2. Auflage völlig umgearbeitet hat.

Lose Blätter

zusammengestellt von Dr. W. Mak

Seinen literarischen Ruhm verdankte Georg von Hauen Schild den beiden Romanen „Nach der Natur“ und „Aus der Junkerwelt“. Beide Werke zeichnen sich durch große Formlosigkeit und eine Überfülle an Gedanken aus. Da man durch eine Inhaltsangabe keine Vorstellung von diesen Dichtungen erhält, sollen hier Gedanken des Dichters aus diesen beiden Romanen gebracht werden, die uns in seine Gedankenwelt einführen. Georg von Hauen Schild äußerte sich mit rücksichtsloser Offenheit über seine religiösen, sozialpolitischen und künstlerischen Anschauungen. Schließlich geben wir auch seine Ansicht über unsere Heimat und unsere Landsleute wieder.

*

Wer den Willen, das Bewußtsein und den Mut des Rechts in sich trägt, schließt sich nicht einseitig ab und verschließt vor allem nicht dem Gegner das Ohr.

Junkerwelt II, 17.

*

Jedwede Intoleranz zeugt von Beschränktheit. Alles hat ein Recht auf Duldung, nur die Dummheit und die Lüge nicht, denn beide sind unnatürlich.

Junkerwelt II, 14.

*

Es gibt sehr tüchtige Menschen, die gleichwohl so einseitig sind, am Christentum nichts Gutes lassen zu wollen, weil sie das christliche Element nicht von dem Christentümlichen unterscheiden mögen, oder weil sie die verkehrte Anwendung christlicher Sätze nicht zu rektifizieren Lust haben und darum lieber über die ganze Sache in Bausch und Bogen aburteilen. Und doch ist die ganze Lehre von der freien Sittlichkeit nirgend schlagender, bestimmter und einfacher gesagt, irgend ohne alle Definitionen besser definiert als in dem christlichen Satze: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über alles.“

Junkerwelt II, 121.

*

Ich trat in der Weihnacht in eine alte Kirche. Der ganze Raum war in zitterndes Hellbunkel gehüllt, das mit dem Weihrauch zusammen die Pfeilerschäfte mit Dämmerung umwob, so daß die spitzen Bogengewölbe zu schweben schienen. Nur der Hochaltar, der Punkt, von dem alles Licht, alle Weihe ausging, schwamm in einem Kerzenmeere. Die Orgel klang und dröhnte an den Wänden hin, mächtig und gehalten wie ein ernstes Mahnen, dazwischen strömte gleich Engelstimmen der Gesang der Chorknaben. Die Menge kniete, und die alten Heiligenbilder sahen segnend auf die Beter nieder. — Ich stand am Eingange einer Seitenkapelle; draußen vor dem Fenster mochte ein „Ölberg“ sein, denn

Laternen und Fackeln beleuchteten die bemalten Scheiben. Unter der Kapelle war eine Gruft. Die Bilder fielen durch das große Gitter hinab und zeichneten sich auf den matten Zinnsärgen. Irdische Träume besuchten die Verstorbenen. Mir aber schien es, als wäre der heilige Christopherus aus dem Glase herausgetreten und hätte wirklich in dieser Weihnacht den Heiland zu uns gebracht. Vom Altare herüber klang die Stimme des Priesters, er schwenkte die Monstranz und gab den Segen. Unfern von mir kniete eine arme alte Frau; sie betete so heiß, es war eine solche Innigkeit in ihrem Blicke, — der Tag ohnehin und seine vergangenen Kinderfreuden hatten mich weich gestimmt, — ich beneidete sie um ihren Glauben, um ihr Gebet. Als ich an ihr vorüberschritt, ließ ich ein Geldstück in das offene Buch gleiten, der Tag der Freude sollte auch ihr und den Ihrigen ein froher werden.

Junkerwelt I, 65.

*

Ich begriff nicht, daß man mich schelten konnte, wenn ich unter meiner Eiche der Gottheit näher zu sein glaubte, als in der Kirche. Im Freien, auf einem Felsenstücke, meinte ich, sollte man die Messe lesen, wo die Sonne als segnende Monstranz in der Hand des Höchsten blinkt. Ich war recht betrübt, daß man mir solche Gedanken als Sünde verkehrte.

Nach der Natur I, 139.

*

Der große Unfug, den Menschen nach seinem religiösen Zeichen, nach der Uniform seines Inneren zu fragen, um ihn nach seiner Herberge zu weisen, muß endlich der Vergessenheit anheimfallen. Ganz umsonst haben wir das Treiben doch nicht untersucht, das uns so lang geknechtet. Wir haben die vergoldete Nußschale mit dem Hammer Vernunft zerschlagen, die Trümmer liegen auf dem Amboß herum, aber — die Nuß war leer. Und um dieser Hohlheit willen all die Schikanen! Jeder ist über sein inneres Leben nur sich selbst Rechenschaft schuldig, das Heilige gehört nicht auf den Markt, es soll nicht zum Stichwort und zum Parteinamen werden.

Nach der Natur I, 68.

*

Es steht durch Geständnis und Erfahrung fest, daß es den bis jetzt angewendeten religiösen Doktrinen weder gelungen ist, noch gelingen kann, die Menschen sittlich zu machen; es steht ferner fest, daß es allen bisherigen Staatsformen ebenso wenig geglückt ist, dies Ziel zu erreichen, und es ist endlich mehr als wahrscheinlich, daß die moderne Sozialrepublik, der wohl die nächste Zukunft gehören dürfte, auch nicht imstande sein wird, Wesentliches dafür zu tun; man wird also immer wieder neue Wege anbahnen müssen, bis man endlich allgemein zu der Höhe der Erkenntnis kommt, daß die Sittlichkeit, Staat und formulierte Gesellschaft unverträglich und geradezu unmöglich ist. . . . Die Sittlichkeit

des Menschen ist nur möglich, wo alle Regierung, himmlische und irdische, Gott gnädige und gefroren republikanische aufhört, und das Individuum für sich denkend und handelnd auftritt. Das Band, das dann die Individuen aneinander und das Einzelne an das Ganze ketten wird, ist Religion im wahren Sinne.

Junkerwelt II, 83.

*

Kultur ist die Summe aller Korruption; die Folterbank, auf der die Gliedmaßen des Menschen solange gezerrt, gequetscht und gebrannt werden, bis sie jene unnatürliche Form haben, die wir für die Gesellschaft nötig glauben.

Nach der Natur II, 374.

*

Zur Natur, zur Natur, immer wieder zur Natur. Nicht zurück, sondern vorwärts, denn sie liegt nicht hinter uns, sie breitet sich vor uns aus. Sie sucht sich selbst durch uns, sie will sich durch und in uns erkennen lernen, sie will sich ihrer in uns bewußt werden. . . . Die Weltseele, die schaffende Kraft der Natur, das Leben, verkörpert sich seit je in Gestalten, die der materiellen Entwicklungsperiode der äußeren Natur analog sind. . . . Die Dervollkommnungsreihe, die immer weitere Zuspizung der Pyramide von den anorganischen Massen durch die Pflanzenwelt und das Tierreich bis zum Menschen hinauf, läßt sich zu deutlich erkennen, als daß man nicht auch ohne jede theologische Marotte an ein endliches Ende, an eine Vollendung und Erfüllung, an ein völliges Lösen des großen Lebensrätsels denken dürfte. . . . Nicht die Seele des Einzelnen, nicht etwas, das für sich nicht ist, sondern die Lebenskraft der Welt, die Kraft an sich, wandert vorwärts und ist bis zum Menschen gekommen. . . . Mit dem Menschen war das Gleichgewicht, das Ebenmaß und mit ihm Freiheit, Schönheit, kurz Vollendung der Form gefunden. Dagegen begann die Kindheit des Gedankens und mit ihr eine neue Schöpfungsperiode. . . Der Gedanke ist nun das bildungsfähige, der Gedanke ist der Ausdruck, die Form, in der sich das Streben der Weltseele, der Kampf um Erkenntnis ihres eigenen Wesens äußert. . . . Der neue Akt des Welt dramas wird also nicht ein Sprung in eine schroff veränderte Wesenhaftigkeit, nicht eine neue Inkarnation der Weltseele sein müssen, sondern er wird durch das Vordringen und die Entschlackung des bildungsfähigen Gedankens sein Ziel finden müssen. . . . Der Kampf um reine Sittlichkeit, der Sieg der großen Ideen der Neuzeit, wird der Menschheit den Frieden geben und zugleich die Vernichtung der Schranken, in die man die Vernunft von früh auf zwängt, mit sich bringen. Hierin liegt die Zukunft! . . . Die reine Materie fällt dann bewußt mit der Kraft in eins, d. h. die Kraft äußert sich nicht mehr scheinbar als etwas Fremdes, sondern weiß sich, wie sie immer war, als eine notwendige Tätigkeit der Materie, und das

große Rätsel des Lebens wird in einem Sich-selbst-beschauen der Natur gelöst. Jener Moment erst wird den scheinbaren Dualismus in der Natur vernichten und die Identität des Stoffes und der Kraft des Geschaffenen und Schaffenden.

*

Junkerwelt I, 49.

Solang nur im Staate Heil gefunden werden kann, denn über die Kirche sind wenigstens jene hinaus, die auf der Höhe der Zeit stehen, solange bleibt nichts übrig, als das möglichst Vernunftgemäße des Staatslebens, für die Republik zu streiten, aber schade ist es um jeden Tropfen Blut, schade um alle patriotischen Feuerwerke. Der Staat hat seine Zukunft, seine Form wechselt, bricht und vermodert, im Menschen aber liegt eine unendliche Zukunft, seine Laufbahn wird durch den Pendelschlag der Ewigkeit gemessen. So ist's! Und wir werden hinauskommen über die Niedrigkeit absolutistischer und aristokratischer Kleinstäderei. Ich sah den Absolutismus und sah, daß er an der Tyrannenkrankheit leidet, er verfault lebendig — ich kenne die Aristokratie, womit ich die ganze Gliederung der Gesellschaft bezeichnen will, genau genug, um zu wissen, daß sie nicht in der Natur wurzelt. Ich spreche dieser Gesellschaft das Todesurteil um so unbefangener und ohne in den Verdacht kommen zu können, daß Neid oder Mißgunst meine Feder führe, als ich selbst in jeder beliebigen Beziehung den privilegierten Kasten angehöre. Ich mag keinen Vorzug! Mein Privilegium bin ich selbst, und das kann mir weder gegeben noch genommen werden. Ich taue wie alle anderen nur auf dem Platze etwas, zu dem mich die Natur befähigt, auf jedem zweiten kann ich nur hindern und verderben. Ich mag kein Privilegium; ein Vorzug, den ich nicht aus mir heraus gestalte, wäre mir eine Schmach und höhnische Ironie.

Junkerwelt I, 284.

*

Die rechte Waffe des Gedankens ist die Agitation durch Schrift und Wort, nicht aber durch Pike und Sense. Man lasse doch den Fürsten die Schmach ihrer „ultima ratio“, durch die sie sich selbst der Vernunft gegenüber als verteidigungslos und geschlagen zu erkennen geben. . . . Heldenmütig verteidigte Barrikaden geben allerdings schöne Illustrationen für Bilderbücher, sind aber zugleich der Beweis, daß die Barbarei auf beiden Seiten noch gleich groß, war und vom Siege der einen Partei so wenig Heil zu erwarten stand als von dem der anderen. . . . Da kommen dann solche jammervolle Taten heraus wie die Iahmgeborenen Putsche der Neuzeit. Mit welchem Rechte wollen diese Freiheitler, die selbst zu brutaler Waffe greifen und blutige Drohungen ausstoßen, ihre Gegner der Brutalität zeihen? . . . Es gibt eins, das siegen wird und siegen muß, das Volk, das gebildete Ganze, das der Brutalität der Bluse gerade so bestimmt ein Ende macht wie der Brutalität der Kronen.

Junkerwelt II, 15.

Es ist immer wieder mein alter Kampf, der Kampf für die freie Sittlichkeit, für den Humanismus, nur wiederum in einer neuen Position aufgenommen. Man wollte mich überreden, Humanität und Demokratie sei ein und dasselbe, ich glaubs aber nicht so ohne weiteres, oder stoße mich wenigstens an dem Worte. Unter uns gesagt, verraten Sie mich aber nicht an meine Freunde, Demokratie ist ein grenzenlos dummes Wort. Über wen oder über was soll denn das Volk herrschen? Über sich selbst? Herrscht es oder, um es klarer auszusprechen, wird es nicht beherrscht, so hat eben alle Herrschaft ein Ende, das Individuum tritt in sein volles Recht und es gibt eine — Anarchie, merken Sie wohl auf, eine Anarchie in gutem Sinne. Man wird sich an meinem Worte stoßen, wie ich mich an der „Demokratie“ stoße — nur liegt der Unsinn und das Inhumane dort ohne Widerrede in dem Worte selbst, während das meine nur auf traditionellen Widerwillen stoßen kann. Alles Herrschen und Beherrschen ist inhuman und schon darum verwerflich; nivelliert aber kann nur durch Bildung und freie Entwicklung werden; die Gleichstellung, der Sieg der Humanität über all die tausend und abertausend Borniertheiten staatlicher, gesellschaftlicher und religiöser Verhältnisse wird bedingt und bedingt die — Anarchie. Die Anarchie, die ich meine, kommt nur durch die Bildung, durch die Sittlichkeit, sie ist die Konsequenz beider und der polare Gegensatz der Anarchie der Brutalität, deren Apostel die Regierungen und Konsistorien, wenn auch oft unbewußt sind. Ihr Prinzip, das Herrschen, ist unsittlich, sie selbst also Vertreter der öffentlichen Unsittlichkeit. — Ob ich nun mit diesem Glaubensbekenntnisse Reaktionär, Aristokrat oder sonst etwas geheißsen werde, ist am Ende gleichgültig. Ein Schwärmer bin ich nicht, und daß ich recht gut weiß, welche Konflikte der Zusammenstoß an sich richtiger Prinzipien in der Anwendung mit traditionell verschanzten Verhältnissen ergeben muß, werden Sie im Texte meines Buches lesen.

Aus der Vorrede zur Junkerwelt.

*

Einer Sache, einer Idee, dem allgemeinen Besten endlich willig und eifrig seine Dienste zu widmen, das ist ehrenvoll und setzt auch eine spezielle persönliche Fähigkeit voraus, die von den anderen ebenso willig geachtet und anerkannt wird. Einer Person dienen, einer Person gehorsam sein müssen ohne Wahl, ohne Urteil, das ist aber eine Stellung, die den Menschen zum Werkzeuge, zur Maschine herabwürdigt, die also in einem denkenden, seiner Würde bewußten Wesen nie Stolz hervorrufen kann. Es gehört eine Störung, ja fast eine Vernichtung aller Einsicht und alles Erkennens dazu, wenn der vom Volke bezahlte Beamte sich über das Volk stellt. Man kann diesen Sakaienstolz bei den Fürsten selbst finden, die ja trotz ihrer Gottesgnadenschaft Nullen wären und hungern müßten, wenn das Volk nicht so rätselhaft gutmütig wäre, für sie

zu arbeiten. In dem auf vollkommen sittlicher Basis begründeten Volksstaate würde die Verwaltung öffentlicher Ämter nicht den Charakter einer Bedienstung haben, sie würde auch keine Besoldung im jetzigen Sinne mitbringen. Der Fähige, der für die anderen, für eine Anzahl oder die Gesamtheit seiner Mitbürger arbeitet, würde notwendig und naturgemäß nicht bloß die Kosten der Amtsverwaltung durch öffentliche Mittel gedeckt sehen müssen, sondern auch auf dieselbe Weise den Unterhalt seiner selbst und seiner Familie von der Gemeinde erhalten. Abhängig von der Gemeinde wäre er dadurch aber ebenso wenig als die Gemeinde ihm untertänig: er wäre Arbeiter, wie die anderen. Und in einem rein sittlichen Staatsverbande dürften nur Arbeitsinvaliden nicht Arbeiter sein. . . . Wer ein Recht in sich hat, der wird es auch in der neuen Gesellschaft haben. Aber ein anderes Recht als das der persönlichen Befähigung, des Talentes, der Geschicklichkeit wird sie nie anerkennen. Das Nivellement greift nur Vorrechte an, die das Kind schon haben soll, das Recht, das der Mann durch sich selbst zur Anerkennung bringt, wird immer gelten. . . . Das Volk auf seiner Höhe garantiert denen, die es verklären durch die Kunst, und die es erleuchten durch die Wissenschaft, die also auch arbeiten für die Gesamtheit, ihren Unterhalt so gut wie den anderen, die es mit öffentlichen Ämtern betraut. . . . Man wird in der neuen Zeit das Schöne und Edle um seiner selbst willen lieben, die Meisterwerke werden dem Volke gehören, und das Volk wird sich daran zum Schönen und Edlen heraufbilden. . . . Während die Arbeit den Menschen in den Augen unserer Zeit, wie schon seit Jahrhunderten, eine Art Brandmal aufdrückt, das von den Arbeitern, denen die Frechheit der anderen imponiert, auch ganz ruhig getragen wird, wagen die, deren Erhalter die Arbeiter sind, stolz zu sein. Auf was? Nun, sie haben nicht so Unrecht, denn die Klügeren sind sie wirklich. Würde ihr Stolz und die eigene Unterordnung, so widernatürlich sie ist, nicht von dem freien Manne, der sich durch sich selbst und seine Arbeit erhalten kann, anerkannt, so würde das Verhältnis bald ein anderes sein. Man würde wissen, daß Fürsten und Herren nichts als privilegierte Bettler sind, die von den Almosen des Volkes leben, und daß schon darum selbst in dem jetzigen Staate der geringste Arbeiter mehr Rechte hat, stolzer sein darf als alle Fürsten der Welt. . . . Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit, Lakaientum und geborene Niedrigkeit, das sind die Feinde der Entwicklung des sozialen Lebens, das sind die inkarnierten Feinde der Menschheit. . . . Sie wollen dem Gedanken den Triumph rauben, durch sich selbst zu siegen, und drücken ihm die rohen Waffen der Gewalt in die Hand, um ihn schmähen zu können, und die feige, träge Masse für sich zu gewinnen, aber es ist umsonst; die große Schlacht des Gedankens gegen die Gewohnheit, der Sittlichkeit gegen die Un-

sittlichkeit wird nicht mit Kanonen und Bajonetten geschlagen werden. Der Gedanke steigt wie die Sonne. So wie er hoch am Horizonte steht, gehört ihm die Welt. — So wie der Arbeiter in der Arbeit nicht mehr eine Plage, der er entfliehen möchte, sondern eine ehrenvolle, natürliche Beschäftigung finden wird, so wie er das Brandmal, das er selbst sich ausprägen half, verwischt, wird auch der Bettelstolz der Nichtarbeitenden schwinden, und alle werden nach ihrer Kraft und Befähigung arbeiten, weil es ohne Arbeit keine Existenz geben, und weil der Müßige, Träge außerdem der allgemeinen Verachtung der Menschen anheim fallen wird.

Junkerwelt I, 166.

*

Schlesien ist ein prächtiges Land. Ich sah manchen Strich Erde, den die Natur in glücklichster Flitterlaune ausstattete, und sah doch Schlesien immer wieder mehr als gern, obgleich ich mich rühmen darf, frei von jedem Splitterpatriotismus zu sein. . . .

Nach der Natur II, 9.

*

Schlesien wäre ein Paradies, wenn die Verhältnisse und die Menschen der Gegend gleich kämen.

Nach der Natur II, 13.

*

Der Oberschlesier hat zu allem Geschick. Befehlen Sie ihm „Musikant“ zu werden, und er spielt in kürzester Zeit das Instrument, das Sie ihm geben. Er braucht nur zu sehen, wie etwas gemacht wird, und er macht es nach. Nur Gelegenheit, und die Kerls sind alle Tausendkünstler. Nach der Natur II, 209.

Der oberschlesische Kohlenbauer

von

Mag Waldau

„Der Mann verläßt mit der Morgendämmerung seine Hütte jenseits der Oder, fängt die Pferde ein, die mit gekoppelten Füßen auf dem Anger gegrast haben, und spannt sie vor seinen Karren. Bergauf und bergab im Galopp erreicht er die nächste Kohlengrube. Tannenreiser, die er im Walde mit seinem kleinen Beile abhaut, hindern das Durchrieseln der Bruchkohlen, auf denen er mit kundiger Hand und scharfem Auge einige größere, in den Regenbogenfarben schillernde Stücke ordnet, so daß man leicht hin den ganzen Wagen voll besten Materials glauben könnte. Nun streckt er sich gemächlich über seine Ladung hin und überläßt es den Tieren, den längstbekannten Weg von selbst zu finden. Wehe ihnen aber, wenn sie das Morgenfutter, wie der Herr den Morgenschlaf, gelegentlich nachholen wollen und der Rosselenker, der

vergebens im Traume Hi! und Hot! geschrien, sie erwachend im Straßengraben oder auf einem angrenzenden Kleefelde weidend trifft. Mit seinem ruffigen Gesichte und dem zackigen Stecken, der ihm als Peitsche dient, einer Travestie des grauen Pluto nicht unähnlich, strömt er eine Sündflut unübersehbarer Flüche über sein Zugvieh aus und ungezählte überaus verständliche Hiebe mahnen die Tiere an ihre Pflicht. An Ort und Stelle angekommen, gibt er nie gern seine Ladung im Ganzen ab, da die Zeit keinen Wert für ihn hat und der Kleinverkauf nicht nur unterhaltender, sondern auch lukrativer ist. „Er läßt sich also leidenschaftslos auf den Marktplatz ziehen, den ich schilderte, dort hält er neben der Statue an und steigt ab. Er mustert das Terrain, erfährt durch das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein frischen Kohlenschuttes auf dem Plaster, ob vor ihm schon Kollegen Markt gehalten haben, und weiß nach diesen Beobachtungen genau, wie er seine Saiten zu stimmen hat. Es dauert nicht lang, so drängt sich eine Menge von Weibern mit Rutenkörben um den Karren, dessen dürre, kleine flockhaarige Pferde unterdeß lange Hälse nach den Überbleibseln von Stroh und Heu machen, die sich in einer Ackerbürgerstadt immer auf Plätzen und Straßen finden. Der Kohlenbauer beantwortet alle Fragen mit stoischem Gleichmuth, er weiß den ernstlichen, dringend bedürftigen Käufer sehr gut von jenem zu unterscheiden, welcher nur zu kaufen Lust hat, wenn etwa zufällig besonders günstige Preise zu erlangen wären. Der ernsthafte Käufer macht ihn warm, gewandt und beredt. Hätte uralter Steinkohlstaub nicht eine Othellomaske um seine Züge gelegt, so würde man ihn jetzt erröthen und bei jedem neuen Tadel seiner Ware die Farbe wechseln sehen. Das Mienenpiel ist indes sprechend genug. Seine Augen rollen, der Pentagonal-Dodekaeder-Hut wandert von einem Ohre zum andern, die schmutzige Pferdebedecke, der Burnus des oberschlesischen Beduinen, die Toga unseres Quiriten, sein immerwährendes Kleidungsstück in Wind und Wetter, wird von Moment zu Moment malerischer drapiert; der Mann weiß aus seiner vorgeblichen Sprachkenntnis so viel Vorteil zu ziehen, macht so viele Quodlibets, entwickelt eine so pfiffige Dialektik, daß er die Lächer immer auf seiner Seite hat und die stets betrogenen Käufer nie Recht erhalten, sondern noch dazu von aller Welt ausgehöhlt werden. Er stellte die größten Kohlenstücke mit den Kanten aneinander in seinem Maße auf, schüttete den Zwischenraum mit Bruchkohle aus und verkaufte mit Hilfe solcher optischen Täuschung regelmäßig doppelt so viel, als er an der Grube gekauft hat. Ein Stoß an das Maß wirkt zwar seinen künstlichen Bau zusammen, aber er streitet, wird wißig, grob, wüthend, schmeichelnd, kurz, obgleich der Betrug stets offenkundig ist, der Kohlenbauer geht immer als Sieger aus dem Kampfe hervor.

Ist er schon im Streite mit den Käufern eine höchst ergötzliche Figur, so wird er durch die Heldenrollen, die er durchführt, sobald der letzte Staub samt den Tannenreißern irgendeiner alten Frau zum Unterzünden verkauft sind, ein wahrer Schatz, eine unerschöpfliche Fundgrube köstlicher Situationen. Es ist ein Jammer, daß Spanien keinen Kohlenbauer hat, oder, daß wir keinen Murrillo haben! — Jetzt hat er also die letzten Pfennige für den letzten Rest seiner Vorräte in einen Hemdzipfel geknüpft, sein Tagwerk ist vollbracht, er ist frei und fühlt sich himmlisch frei. Er langt seine Pfeife hervor. . . . O, diese Pfeife! Das Rohr ist ein zwei Zoll langer Haselstock, den er mit einem glühenden Drahte durchbohrt hat, und der Kopf war ein zweilöchriges Stück Wacholdermaser, das er sich ebenfalls selbst zurecht schnitzte. Der Kopf war, denn jetzt hält nur der Ansatz noch die verkohlte Masse zusammen. Gekauft ist nur die Hornspitze, von deren ehemaligem Dasein noch ein schwarzer, brandiger Stumpf Zeugnis gibt. Aus diesem Apparate, der fast ganz der Vergangenheit gehört, dampft der Rauch von Tabaksblättern, die vor einem Monat noch saftig und grün vor den Fenstern des Rauchers an ihren Stengeln saßen. — So wirft der Mann einen Blick der Verachtung und des Bedauerns auf alle Menschen, die noch geschäftlich hin und her rennen; er bedauert sie, denn er ist frei. Er ist der ober-schlesische Sazzorene und genießt das dolce far niente. Er zieht die Pferdebedecke, die ihn im vollen Sinne durchs Leben begleitet, — denn zur Taufe wurde er darin getragen, jetzt ist sie sein bestes Kleid, und seine Leiche wird von den Fäden bedeckt in die Grube fahren, — fest um seine Schultern und tritt zu der alten Frau mit den Riesenfässern und den kleinen Töpfen. Erst sieht er stumpf in die Tiefen der Fässer, als triebe ihn nur Neugierde heran, darauf schlendert er gelassen auf und nieder, läßt sich aber endlich durch die wiederholten Anerbietungen der alten Dame bewegen, mit ihr zu feilschen. Nach langem Kampfe holt sie ihm aus der schleimig-trüben Lauge eine fußlange, unglaublich dicke — saure Gurke hervor. Das ist die Wassermelone des ober-schlesischen Sazzorene und jene schleimige Sauce, von der er ein Töpfchen als Zugabe erhält, seine Simonade, sein Eiswasser. Dazu verzehrt er statt der Makkaroni ein paar Salzkuchen, und ist mit seinem Diner vollständig zufrieden. Will er einen qualifizierten Genuß, so erwirbt er noch einen der zu Heringen gesalzenen Weißfische von der Breite seiner — nicht zu niedlichen — Hand und ist dann nicht allein zufrieden, sondern überglücklich. In außerordentlichen Fällen zieht er noch ein zweites Exemplar dieses köstlichen Fisches durch die emeritierte Peitschenschnur, die jetzt als Hutband fungiert, neben die Chausseezettel und bringt den triefenden Federbusch seinem Weibe heim. . . .“

Schmied-Franz

von

Max Waldau

Der Schmied Stempel war ohne Zweifel der klügste Mann im ganzen Dorfe, und das will viel sagen, denn das Dorf war ein deutsches. Die deutschen Bauern in Oberschlesien sind aber nicht allein sehr wohlhabende, oft sogar reiche Leute, sondern auch „Gestudierte“. Es geht kaum einer hinter dem Pfluge, der nicht zwei oder drei Jahre ein Gymnasium besucht und den Eutrop in der Hand gehabt hätte.

Daher ist es gewissermaßen ein Wunder, daß das ganze Dorf entweder stillschweigend oder offen anerkannte: der Schmied Stempel sei der klügste Mann im Orte. Aber die Sache hatte ihren guten Grund. Er verstand nicht allein sein Handwerk aus dem Fundamente, sondern verband damit noch eine große Menge ärztlicher Kenntnisse, die er zum Heile seiner Umgebung an Menschen und Tieren in Anwendung brachte. Gleich als er ins Dorf zog und beim Schloßbräuer, wo die Honoratioren des Ortes zusammenkamen, sich mit ruhiger Zuversicht an den Tisch setzte, an dem der Richter und die Wohlhabendsten, die Elite der Gesellschaft, ihren Stammpfad hatten, als er es wagte, dem Richter zuerst zuzutrinken, hatte er zu imponieren gewußt. Ja, er war am anderen Tage schon das Ortsgespräch, denn er hatte sich anheißig gemacht, die Frau Richterin von ihren Zahnschmerzen zu heilen und so das Gleichgewicht ihrer stattlichen Hängebacken, das durch die Geschwulst der einen Seite gestört worden, herzustellen. Der Doktor in der Stadt behauptete, der Zahn ginge nicht auszunehmen, weil seine Wurzeln mit denen des Nachbarn verwachsen wären; der neue Askulap aber schalt ihn einen Dummerjahn und die Frau Richterin setzte, um die Schmerzen los zu werden, allen Stolz beiseite und kam, von einer Gevatterin begleitet, in die Schmiede. Stempel machte sich ohne Zögern an's Werk, bohrte einen starken Eisendraht um beide fragliche Zähne herum, drehte ihn zu einer Schlinge zusammen, die er an eine mäßig lange Hanfschnur befestigte, und schlang diese wieder um eine eiserne Haspe an der Tür. Nachdem er die Frau Gevatterin hinter die Patientin gestellt, ging er mit dem Bemerken an seinen Blasbalg zurück, der Draht müsse den Zahn erst reif machen. Er ließ kaltblütig ein Stück Eisen glühend werden und hämmerte, ohne sich um die Wartenden zu kümmern, taktmäßig auf seinem Amboß. Eben brachte er wieder eine sprühende Stange heraus, als ihn die Frau Gevatterin erinnerte, daß es unschicklich wäre, eine so bedeutende Person warten zu lassen. Wie aus einem Vergessen erwachend, und zugleich das glühende Eisen vergessend, trat er heran, die Richterin fühlte die Glut dicht

unter der Nase, sprang mit einem Schrei rückwärts und — die stamesischen Zwillinge ihrer Zahnreihe baumelten in der Schlinge. Das war's ja eben, was der Doktor nicht gewagt, zwei Zähne auf einmal zu reißen, der Schmied war ihm also offenbar überlegen, und als er vollends dem zweijährigen Braunen des Obermüllers überaus geschickt ein Haarseil gezogen hatte, war es für alle Zeit bewiesen, daß er den Platz auf der Honoratiorenbank sowohl im Bräuhaus als in der Kirche verdiene. Bei einem bloßen Schmiede wäre es zweifelhaft gewesen, der Mann aber, der das Kurieren aus dem Grunde und viel besser verstand als der teure Doktor in der Stadt, der galante Mann, welcher der Richterin zwei Zähne gerissen, ohne etwas dafür zu verlangen als einen Kuß — wenn sie erst ganz gesund sein würde — rangierte, wenn auch nicht gleich hinter dem Richter, doch sicher zwischen dem zweiten Gerichtsmann und dem Schullehrer. Irgend ein Böswilliger, der seinen Einfluß mit Neid sah, behauptete zwar, er habe die Baderkunst im übertragenen Sinne noch besser auszuüben gewußt, und die ganze Gemeinde nach und nach über den Köffel barbiert, — das würde aber, auch wenn es mehr als Verleumdung wäre, den Satz nicht umstoßen, daß er der klügste Mann im Orte war. — Niemand wußte so gut die Zeitung vorzulesen, niemand verstand es, schwierige Stellen mit solcher Sicherheit zu erklären, als er, der Weitgereiste, der Besitzer eines Fremdwörterbuches und des Haussekretärs für alle Fälle im menschlichen Leben. Der Schullehrer, der sonst als Gemeindefschreiber auch hatte ein Wörtchen mitreden dürfen, war in seinem Leben nicht weiter gekommen, als von seinem Geburtsorte unter die Fuchtel eines Schuldespoten von Ruf, von da als Präparande in das Seminar nach Ober-Glogau, und endlich in das Dorf, wo er nach achttjähriger Arbeit vom Adjuvanten zum Schullehrer avancierte und die Witwe seines Vorgängers heiratete. Das genügte, um ihn vor dem neuen Lichte verschwinden zu machen. Stampel flüsterte dem Richter ganz im Vertrauen zu, der Schulmeister sei nicht weit her. Und darin hatte er Recht, denn der Geburtsort des Kindererziehers lag keine Meile entfernt. Ebenso hatte er bei der Schulprüfung einige anscheinend sehr wichtige Worte mit dem Erzpriester gewechselt, dieser hatte seine Uhr nach dem mächtigen silbernen Zeitmesser Stampels gerichtet, und fast täglich geschah etwas, was seine Würde steigerte. Es war noch gar nicht vorgekommen, daß ein Fremder in dem Dorfe eine solche Geltung erhalten, aber auch die alten Auszugsbauern, die einzigen, die anfangs bedenklich den Kopf geschüttelt hatten, wußte er zum Schweigen zu bringen. Er besuchte die „Väter der Gemeinde“, wie er sie nannte, einen nach dem andern, „um von ihrer Erfahrung zu lernen“. Eine solche Achtung vor dem Alter konnte doch nur ein sehr gebildeter, bescheidener Mann haben. Alt und jung war ihm zugetan, und bei der nächsten Richter-

wahl herrschte allgemeine Verzweiflung darüber, daß er, der Würdigste, nicht wählbar war. Zum Gerichtsmanne machten sie ihn aber doch, und von dieser Zeit ab führte er das Regiment nicht mehr bloß hinter den Kulissen, sondern eignete sich auch alle ihm gebührenden Ehren im ausgedehntesten Sinne zu.

Daß er in seiner Jugend ein Ausbund von Schönheit gewesen sein müsse, darüber waren alle Gevatterinnen einig, und auch jetzt noch, obgleich er ein starker Vierziger sein mochte, hatten ihn Frauen und Mädchen gern. Vielleicht wünschte sogar manches Mädchen, er möchte seines einsamen Witwerstandes überdrüssig werden und . . . nun, sie hätten in allen Ehren nicht nein gesagt. Warum denn auch? Seine Waden spielten stramm in den weißen Strümpfen, die er des Sonntags trug, und sein oberes Bein füllte die sauber gebürstete schwarze Samthose mit den silbernen Schnallen vollkommen aus. Die Schuhe waren von lackiertem Leder und wieder von silbernen Schnallen gehalten. Die Bauern trugen sich ganz ähnlich, ihre Silberschnallen waren sogar weit größer, aber sie wußten sie doch nicht so zu tragen. Die kornblaue Atlasweste mit den Goldblumen, aus der ein breiter gestickter Busenstreif fiel, der seine Überschlag seines Hemdes, der städtische braune Rock, der Rohrstock mit dem vergoldeten Knopfe und die schneeweißen Handschuhe, die er stets anhatte, wenn er zum Opfer ging, gaben ihm überdies ein so gepuhtes Aussehen, etwas so Jugendsiches, wie es kein älterer Bauer hatte. Seine Haare waren noch so braun, als sie vor Jahren gewesen, und seine Stirn schien mehr durch Nachdenken als durch Kummer gefurcht, seine Zähne waren vollzählig und ließen sich gern durch die wohlrafierten Lippen sehen. Er hatte sich, wenn er wirklich so alt war, wie er sagte, und was auch durch das Vorhandensein eines langbeinigen Schlingels von Sohn wahrscheinlich gemacht wurde, bewundernswürdig konserviert.

Schmied-Franz, derselbe, den ich eben als langbeinigen Schlingel eingeführt, hatte sich die alte Wahrheit, daß die Söhne der Helden Taugenichtse sind, wahrscheinlich sehr zu Herzen genommen, denn außer seinem hübschen Gesichte, seiner Gewandtheit in einer großen Anzahl von brotlosen Künsten und dem Talente, andere in Stimme und Gebärden nachzuahmen, wußte ich nichts von ihm zu rühmen. Sein Vater hatte ihn studieren lassen wollen; der Knabe zeigte auch wirklich die besten Anlagen und man ließ ihn trotz der vielen Streiche, die er verübte, trotz seiner Faulheit von Klasse zu Klasse steigen, bis er endlich, kaum drei Tage in der Tertia, bei einem „Hauptwiße“ ertappt, das consilium abeundi erhielt. Herr Stampel soll damals über die Vernichtung seiner großartigen Pläne für die Zukunft seines Namens ernstlich böse gewesen sein und Mittel ergriffen haben, die in der Tat für einige Zeit nachhaltig auf den Fleiß seines Sprossen wirkten; da dies jedoch vor der



Zeit geschah, in welcher Meister Stampel ins Dorf zog, läßt sich darüber ebenfalls nichts Gewisses feststellen. Hieran knüpft sich auch die dumpfe Sage, die sich aus dem Munde eines Gesellen, den der Vater mitbrachte, weiter fortpflanzte: Schmied-Franz sei durch die Mittel, die sein strenger Erzeuger angewendet, als er wieder faul zu werden drohte, so sehr gekränkt worden, daß er mit einer Lustspringerfamilie, die eben am Orte verweilte, durchging. Gewiß ist wenigstens, daß der Schmied bei seiner Ankunft allein war, und daß nie jemand von ihm etwas gehört hatte, das auf die Existenz einer so liebenswürdigen Nachkommenschaft schließen lassen konnte. Ebenso gewiß ist auch, daß eine Landesvisitation den verlorenen Sohn in die Arme des Vaters zurückführte.

Eine Landesvisitation, eine allgemeine Hefjagd auf Bettler, Strolche, Vagabunden und andere Menschen ohne genügende Legitimation, war ausgeschrieben worden und die Bauern unseres Dorfes verwandelten sich, wie die Bewohner der benachbarten Ortschaften, auf hohen Befehl in Häscher und Gendarmen.

Stampel, der Gerichtsmann, hatte den Vorsitz bei der Kommission, die im Amtszuhause, der Tanzstube des Niederkreischams, tagte. Schon waren einige unglückliche Individuen dem Schube verfallen, als zwei tüchtige Knechte, die Vertreter ihrer Herren, ein Subjekt hereinschleppten, dessen abgelumpfter Anzug, dessen sohlenlose Stiefel ihn seiner Protestationen ungeachtet, ihn in die Kategorie der „Verdächtigen“ steckten. Die Wirtin war eine mitleidige Frau, das hübsche Gesicht des Arrestanten rührte ihr Herz, und auf ihre Frage erzählte er noch auf dem Flure, daß er von einer Diebesbande angefallen, seiner Kleider und Barschaft beraubt worden sei und noch hätte froh sein müssen, daß die Straßenräuber ihm ihre Lumpen zur Bekleidung gelassen, da er sonst sich nicht einmal vor einer so allerliebsten Frau sehen lassen könnte. So unglücklich abenteuerlich das Märchen klang, die Wirtin schien doch geneigt, es ebenso wie die Schmeichelei für bare Münze zu nehmen, und nur wenige wagten an seiner Wahrheit zu zweifeln, als plötzlich der weise Gerichtsmann, der die Verhandlungen gehört, ohne den Sprecher zu sehen, bei seinem Eintritte aufsprang und mit dem Ausrufe „Mein Sohn!“ den Zerlumpten an das Herz drückte. Die Beisitzer und Knechte standen verblüfft, die Wirtin klatschte in die Hände und Stampel senior, welcher geschickt der Erklärung des Burschen zuvorkam und die Lüge unterstützte, um sein Ansehen nicht zu verlieren, spielte die Komödie so vortrefflich weiter, daß sein hoffnungsvoller Erbe allgemeinstes Bedauern fand. Augenblicklich wurde eine Patrouille an den Ort geschickt, wo der imaginäre Raubanfall stattgefunden haben sollte, Boten flogen nach allen Enden, und der glückliche Vater führte den Sohn nach Hause, um ihn seinem Stande gemäß zu kostümieren. Natürlich konnte man leider den Räubern nicht auf die

Spur kommen; Meister Stempel aber erzählte das ganze Abenteuer aller Welt mit solchem Ernste, daß, wie gesagt, niemand an seiner Wahrheit zweifelte, denn Stempel war Gerichtsmann und ein grundgescheidter Kerl, der einer Lüge wohl die gehörige Wahrscheinlichkeit zu geben wußte.

Ob er wirklich so sehr über die Ankunft seines Sohnes erfreut war, als er die Leute glauben ließ, ist nie herausgekommen. Der Schmied-Franz war und blieb im Dorfe, die vielen Reisen, die er „draußen im Reich“ gemacht hatte, Namen wie Würzburg, Nürnberg, Bamberg, wo er sich wochenlang mit einem Grafen, dessen Privatsekretär er seinen Erzählungen zufolge gewesen, aufgehalten hatte, machten ihn und klangen manchem der Bauern interessant. Sie hatten in den sogenannten Befreiungskriegen diese Städte gesehen und freuten sich, wenn der junge Bursche ihre eignen wunderbaren Geschichtchen nicht allein bestätigte, sondern noch eine Menge neuer brachte, die neben der alten Litanei Abwechslung gewährte. Gram konnte ihm auch niemand sein, wenn er so mit seinen schönen schwarzen Augen, der zierlichen Nase und der glatten weißen Stirn, auf der sorgfältig gekämmte Lockenhaare spielten, mit seinem kerngesunden und doch zierlichen Wuchse über den Tisch weg zwischen zwei bedächtige Bauern sprang, das erste beste Glas auf ihr Wohl leerte und, ehe sie noch eine Miene verziehen konnten, schon durch eine Schnurre das Gelächter des ganzen Tisches hervorgerufen hatte. Er trug sich zwar auch an Wochentagen städtisch und erschien an Sonntagen in großkarrierten Hosen, schwarzem Frack und weißer Weste, einen Hut auf dem Kopfe und eine funkelnde Nadel im Vorhemdchen, da er aber gar nicht stolz und mit allen jungen Leuten im Dorfe Du und Du war, mit der größten Gefälligkeit jedem einen Streich ausführen half und zehnmal eher eine Tollheit ausdachte, als von der Ausführung einer fremden abriet, so war auch diesen der lustige Schmied-Franz das Ideal eines liebenswürdigen Menschen. — Am wenigsten schien es ihm um das schöne Geschlecht zu tun zu sein, und dieses stimmte der auffallenden Vernachlässigung wegen auch nicht in das allgemeine Loblied ein. Stempel junior kannte seine Welt und ließ die Frauen reden. Er trieb seinen Mutwillen sogar so weit, daß er, statt des Sonntags selbst zum Tanze zu gehen, wo sich kaum acht Tage nach seiner Ankunft alle Mädchen nur für ihn gepuht hatten, die beliebtesten Burschen zusammennahm und mit ihnen eine „Sprißfahrt“ (das Wort wollte er von einem Studenten gelernt haben) nach dem benachbarten Städtchen machte. Dort setzte es natürlich Handel mit den eingebornen Herren, aber die Webergesellen, welche die Mehrzahl der in ihren Rechten Gestörten bildeten, zogen den Kürzeren, und der Schmied-Franz mit seiner Garde war bald in der ganzen Gegend bekannt.

So sehr die Mütter und Töchter auch aus doppelten Gründen diesem Treiben

abholt waren, fanden sie doch mit ihren Klagen bei den Vätern und Söhnen kein Gehör. Der deutsche Bauer ist eine schrecklich materielle, praktische Größe. Er hat an sich selbst gelernt, daß die Jugend austoben müsse. Es fiel keinem ein, seinen Sohn vor dem Verführer zu warnen, so lang er an den Werkeltagen nach wie vor seine Arbeit fleißig und rasch abmachte. Wurden an den Sonntagen nur die Pferde ordentlich besorgt, so gehörte die andere Zeit dem Vergnügen; wie und wo, danach hatte sein Vater auch nicht gefragt, was ging's ihn also beim Sohne an! Der deutsche Bauernbursche braucht für seinen Sonntag stets einige Taler, die er sich nach althergebrachter Sitte verschafft. Der Bauer kauft seinem Sohn eine Mütze, eine Jacke und wenn er heiratet, einen Patenrock, der bis an die Knöchel reicht; die Mutter gibt ihm Leinenzeug, besorgt die Hosen und Halstücher, — von Geld aber ist nicht die Rede. Der Sohn nimmt die Schlüssel zum „Laines“ (Speicher) und bringt heimlich ein Viertel Getreide übereck, wenn er Geld braucht. Das nennt niemand stehlen, der technische Ausdruck ist „Megen“. Der Vater weiß, daß es der Sohn tut, er hat's ebenso gemacht, und des Sohnes Sohn, wenn er erst einen hat, wird es auch lernen. Geld muß der Junge doch haben, und so lang er sich nicht auf der Tat ertappen läßt, ist dies der einzige legitime Weg, es zu erlangen. Wird er erwischt, dann hat er nicht mehr „gemezt“, dann hat er „gestohide“ und entgeht den Prügeeln mit der Pferdehalfter gewiß nicht.

Das ist aber nicht die praktische Seite der Bauernweise, von der ich hier sprach. Sie hatten recht gut bemerkt, daß der Schmied-Franz ein bloßer „Schlaraffe“ sei, der seinem Vater noch keinen Kreuzer ins Haus geschafft, wenn er auch mitunter zum Scheine in der Werkstatt war und den Hammer schwang. Der deutsche Bauer ist ein rüstiger Arbeiter, der trotz seiner Wohlhabenheit jeden Bissen eigenhändig verdient, und der Schmied selbst, wenn er nicht als fleißig und tüchtig in seinem Handwerk bekannt gewesen wäre, würde nie eine so wichtige Stellung eingenommen haben. Es war den Vätern also ganz recht, daß der Schmied-Franz mit seiner Liebenswürdigkeit, von deren Unwiderstehlichkeit sie allesamt überzeugt waren, wo anders hinging und sie nicht ihren Töchtern als Köder vorhielt. Sie hatten durchaus keine Lust, ihr sauer erworbenes Gut einem Menschen zu geben, von dem sie im voraus wußten, daß er es nicht allein nicht vermehren, sondern durchbringen und seine Frau zur Bettlerin machen würde. Im Schloßbräuhaus, als Erzähler und Possenreißer, war er ihnen unentbehrlich geworden, und jeder streckte ihm die Hand und das Glas entgegen, in ihren Häusern würden sie ihn aber wahrscheinlich sehr unfreundlich empfangen haben. Ja, wäre er ein Schmied gewesen wie sein Vater, so hätte ihm am Ende der Richter selbst seine dicke Ann'-Sann' (Anna-Susanna) angetragen, obgleich es ihr bei ihren sechstaufend Talern Mitgift, von denen

der Vater wenigstens ebenso oft als von der Tochter sprach, nicht an Freiern fehlte.

So standen die Sachen, als ein Ereignis die Physiognomie des ganzen Dorfes veränderte. Es ist Sitte, daß der jüngste Sohn die Stammwirtschaft erhält, die andern Geschwister werden abgesunden. Die Söhne werden irgendwie mit einem Mädchen oder einer Witwe verheiratet, die eine Wirtschaft hat und erhalten außer der Abfindungssumme stets noch ein Pferd, eine Kuh und zwei Schweine als elterlichen Segen mit in den neuen Wirkungskreis; die Töchter sind als Wirtinnen für wirtschaftsbesitzende Heiratskandidaten feil. Die Ehe ist ein reines Geschäft. Der Freier kommt ein paarmal, in seinen großen Mantel gehüllt, in den Hof geritten, tritt mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!“ in die Stube, behauptet, nicht müde zu sein, setzt sich aber auf vieles Bitten endlich auf die Bank zwischen den Fenstern und spricht von Zeit zu Zeit ein Wörtchen, das nur eine Variation der alten Klage ist: „Es geht schlecht!“ Findet er die Familie auf dem kleinen eingezäunten Gänseanger vor dem Hause, wo sie schöne Sonntagsnachmittage mit jenem unschuldigen Jagdvergnügen hinzubringen pflegt, das Sealsfield in seinem „Dixie“ so interessant zu beschreiben weiß, so streckt er sich in geziemender Entfernung von seiner mutmaßlichen Zukünftigen ins Gras und stellt schweigend Betrachtungen über die Fingerfertigkeit an, mit der das Mädchen den Kopf der Mutter, den sie auf den Knien hat, zu wenden, die Haare auseinander zu schieben und den Kamm zu brauchen versteht. Mit dem Ernste, der seinem wichtigen Vorhaben angemessen ist, entfernt er sich wieder, und nach drei oder noch weniger solchen Sonntagsbesuchen hat er sich von der Liebenswürdigkeit der Begehrten dermaßen überzeugt, daß er einen Gevatter als Freimann absendet und durch diesen bei den Eltern um sie wirbt. Sagen diese nein, so hat das Drama ausgespielt; sagen sie ja, so eröffnen sie der Tochter, daß sie Braut sei, und die Sache ist abgemacht.

Es ereignete sich nun im Dorfe der Fall, daß ein Sohn von zwanzig Jahren auf Verlangen seines Vaters majorenn erklärt und dadurch in die Lage versetzt wurde, die Wirtschaft zu übernehmen. Sein totkranker Vater starb acht Tage darauf mit dem gemessenen Befehl, der Sohn solle sich augenblicklich eine Wirtin suchen. Das Alter kommt weder beim Bräutigam, noch bei der Braut in Betracht: das Mädchen muß in ein Bauerngut heiraten, und der Mann sucht weniger ein Weib, als eine Wirtin. Die Verwandten brachten des Richters Tochter, die dicke Ann'-Sann', wie ich sie nannte, nach der Redeweise des Dorfes aber: Heinze Tones Ann'-Sann', in Vorschlag. Die Auserwählte war freilich schon sechsundzwanzig Jahre alt geworden, weil sich im Dorfe keine standesgemäße Partie gefunden hatte und die Familie ein so reiches Mädchen doch nicht ins „Ausland“ verheiraten wollte, aber das war, wie gesagt, kein Anstoß.

Des Mißverhältnisses im Alter wurde mit keiner Silbe erwähnt, Sige Frißes Willusch war ein wohlgezogener Mensch, dem die sechstausend Taler gefielen, und das einzige Hindernis konnte die Kirche zwischen die improvisierten Brautleute schieben. Sie waren nämlich, wie alle Patrizier des Ortes, untereinander eng verwandt, ein notwendiges Resultat der Scheu vor ausländischen Heiraten; aber für den Fall der Dispensverweigerung hatten die praktischen Bauern ein für alle Mal ein Radikalmittel ausgedacht, die Brautleute erklärten: evangelisch werden zu wollen, oder, weil sie einander doch gar zu lieb hätten, in wilder Ehe zu leben. Angesichts dieser drohenden Gefahren wurden die Dispense regelmäßig ausgefertigt, und damit das letzte Hindernis beseitigt. So ging es auch diesmal, wie denn eine Bauernhochzeit alle etwaige Romantik in streng vorgeschriebene Formen zu bringen weiß, und die kleinste Etiketteverletzung alle Gevatterinnen berechtigt, Unglück zu prophezeien.

Der Bräutigam ritt im neuen blauen Mantel höchst stattlich zu einem Ende des Dorfes hinaus, kam zum andern wieder herein und hielt vor des Richters Hause. Er nahm seinen Platz in der Ecke und schwieg eine lange Liebesgeschichte. Einmal nur wurde diese Unterhaltung durch eine Frage der Braut unterbrochen.

„Willusch, wu ware mir int schluffe? Ei dar Stuw', wu Dettter Friß gesturbe is, durte mäh ich nich; do möcht's mich gor zu sihr freise.“

„Inne, ich ho wult noch 's Kämmerle, uind hinte drauß 's Gewölw.“

Des Richters Mutter saß auf der Ofenbank, beide Füße auf einem Rockenschemel gestützt, und schwieg ihrerseits ein endloses Gespräch mit der Was' Kathrin' (Base Kathrine), die den ehrenvollen Posten einer Köchin beim Hochzeitsmahle versehen sollte. Was' Kathrin' fühlte sich nicht vornehm genug, dem Paare einen Verweis zu geben, und konnte eine solche Kezerei doch nicht aufkommen lassen. Es gelang ihr, die Grule (Großmutter) auf das Gespräch aufmerksam zu machen, und diese ließ sich nun entrüstet also vernehmen:

„Mei Lätwäg' ho ich doch nirne nich gehierrt, daß der Pauer mit der Pauerkin' hett' ein Kämmerle oder gor ein Gewölw geschluffe! Fängt ocke bahl mit sitte Schlamasse ohn. Wult er nich uff a Heubodem nuff steige, oder eis Hühnerstälchle?“ „'s freist mich bahl a so.“

„Schälchle mit Weihwasser über am Bett“, bemerkte Was' Kathrin' höchst weise, „is gut vor Alles; do kimmt nisch Schieches ei die Stuw. Bei Michels Hons Karle, do is a int imgeange, iße oder hon se drei Kreiz mit Weihwasser uff de Thür gemolt, uind iße kimmt nischte meh.“¹⁾

¹⁾ Dialekt des Kreises Leobschütz. Des bequemeren Verständnisses wegen mag diese Probe genügen, es werden daher im Texte nur gewisse Lokaltöne festgehalten werden.

Die Braut mußte sich also schon bequemen, ihr Grauen zu überwinden, die Hochzeitsbitter ritten mit ihren endlosen Handtücherschärpen und den großen Sträußen von Rauschgold, die vom Blumenhändler in der Stadt für jede Hochzeit geliehen werden, an Hut und Rock, jauchzend von Haus zu Haus. Ohne den Sattel zu verlassen, richteten sie ihre Einladungsrede an den Hauswirt, der mit entblößtem Haupte sich für die Ehre bedankte, und, von der Dorfjugend begleitet, zogen sie weiter. Die Gäste waren geladen, der Tag vor der Hochzeit, der die Braut vielfach beschäftigt, kam heran. Sie machte den ersten Etikettebesuch im Hause des „Bräutrichs“, wie man hier sehr richtig deutsch den Bräutigam nennt. Von ihren schreienden Kameradinnen begleitet, thronte sie neben einer bunten Wiege hoch auf einem mit Betten gepackten Wagen, dem sich das Hoftor der neuen Wirtschaft weit öffnete. Kein Mann zeigt sich, der Bräutrich selbst war nicht zu Hause, irgendeine alte Mahme machte die provisorische Wirtin und traktierte die Mädchen mit süßem Schnaps. Jede Ecke wurde durchgestöbert, der Kuhstall ganz besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt, der zugebrachte Schatz, von der Muhme gebührendermaßen gelobt und tagiert, unter Dach und Fach aufgehoben, die Braut auf die schon vorhandenen Vorräte an Betten und Leinwand aufmerksam gemacht und probemäßig entlassen. — Unterdes hatte die Frau Richterin Kuchen gebacken, und die Braut machte sich, von ihrer Kränzelsjungfer begleitet, auf, den besonders verehrten Gästen einen Vorgesmack des morgigen Festes zu geben; sie trug ihnen auf einem Brette schmale Stücke dicken, trocknen Sträuselskuchens, von dem sich nichts sagen läßt, als daß er stark nach Karbe und Zimt schmeckt und Mutterkuchen genannt wird.

So kam der wichtige Tag heran, von dem das ganze Dorf schon seit Wochen sprach. Mit Bändern und Rauschgold gepuzte Pferde trugen die ebenfalls prächtig ausgestaffierten Burschen in ihren blauen Röcken, einen Rosmarinzweig mit langer flatternder Schleife im Knopfloch und dieselbe Zierde am schwarzen Hute. Sämtliche Gäste weiblichen Geschlechts wie die männlichen Verwandten der Braut waren bereits versammelt und die Stube gedrängt voll, als das Jauchzen der draußen haltenden Burschen die Ankunft des Zuges verkündete, der den Bräutrich brachte. Nun begann das vorgeschriebene Weinen der Braut, die bis dahin rührig und vergnügt gewesen. Sie fiel ihrer Mutter zu Füßen und bat um aller Heiligen willen, sie doch nicht zu verstoßen und aus dem Hause zu jagen; sie wolle ja lieber die Magd ihrer Mutter sein und bleiben, als mit einem Manne ziehn. Von der Mutter zum Vater gewiesen, wiederholte sich die vorgeschriebene Szene, und als es bei der Entscheidung bleibt, sie müsse den ehrbaren Junggesellen und Bauer, dem sie feierlich verlobt sei, zum Manne nehmen, stimmten alle Weiber in das Klagegeheul ein. — Der

Bräutigam hatte unterdes auch eine Komödie durchzuspielen. Die Hochzeitsbitter, die das ganze Fest über eine Art „chapeuz d'honneur“ sind, führten ihm, der auf dem Hausflure seine Braut forderte, ein Mädchen nach dem andern zu, und er mußte mal um mal erklären: „Das ist nicht die Braut, die ich mir aus allen Jungfrauen erkoren!“ Nicht wenig geriet er in Verlegenheit, als ein Mutwilliger die verräucherte Was' Kathrin' aus der Küche holte und ihm präsentierte. Sie behauptete, er habe ihr die Ehe versprochen, schrie und schimpfte zum großen Ergötzen der andern und zum Entsetzen des Bräutigams, dem doch etwas feierlich zumute war. Endlich war sie mit einem Taler Abstandsgeld zufrieden, und der Gequälte erhielt nun die Braut, der das Weinen von da ab eben so streng untersagt, als vorher geboten war. Der Richter gab ihre Hände ineinander, und zusammen begrüßten sie nun alle Gäste, die sie bis dahin gar nicht hatten beachten dürfen. Nach diesem Akte der Höflichkeit zog sich die Braut zurück, und bald darauf überreichte ein erbetener Beistand des Vaters dem Bräutigam ein leinenes „Tränentüchel“ und ein kleines Rosmarinkränzchen, zwei kostbare Gegenstände, für die er der Braut eine Hand voll Talerstücke schickte.

Die häuslichen Zeremonien hatten nun ihr Ende erreicht, die Wagen fuhren vor, und von den ledigen Burschen auf ihren großen mutigen Pferden umschwärmt, fuhr der Zug vor die Kirche. Beim Herausheben der Braut aus dem hohen „Kaleffel“, dessen sich der deutsche Bauer zu Vergnügungsfahrten bedient, schien der Bräutigam zum erstenmal ein Mißverhältnis zwischen sich und der Dame zu bemerken; sie wurde ihm zu schwer und riß ihn durch dies Übergewicht bis an die Statue des heiligen Johannes von Nepomuk, die vor der Kirche stand; ein Zufall, der nicht verfehlte, ein allgemeines Halloß von seiten seiner Kameraden hervorzurufen, was ihn zum zweitenmal verlegen machte.

Der Pfarrer trat an den Altar, und das zu segnende Paar kniete an den Staffeln im Chore. Die Braut trug einen seidnen Spenzer, dessen Maigrün von dem rosa Brusttuche, das seine langen Enden hinten durch das Schürzenband schlang, grell abstach. Der gleichfalls seidne Rock war giftröt und die Schürze zart lila. Die schwere silberne Kette, an der außer alten Zweiguldenstücken noch sechs Henkeldukaten hingen, vermehrte die Pracht ihres Anzuges auf würdige Weise. Vielleicht würde die kugelfrunde Gestalt mit einem andern Kopfspuße noch besser ausgesehen haben, aber der war für jede Braut stereotyp. Ihre Haare waren also nach dem Wirbel in die Höhe gekämmt, über ein samtnes Säckchen, das von zwei vergoldeten Kugeln gehalten wurde, gestrichen und dick gepudert; auf dieser Wulst hoch oben saß, stand oder klebte das kleine dicke Rosmarinkränzchen. Schmied-Franz konnte sich bei ihrem Anblicke nicht enthalten, ihre Erscheinung mit einem frisierten Erpel zu vergleichen, was ihm

allgemein sehr übel genommen wurde. — Der Bräutigam neigte sein Haupt unter dem Drucke des Bewußtseins, daß die Körperschwere seiner Braut größer als seine Körperkraft sei; mit dieser Bürde belastet, erwartete er die neue des Ehejochs. Alles ging gut, die Ringe waren gewechselt — als ein unerhörter Vorfall den Priester sowohl als die andächtige Gemeinde aus der Fassung brachte. Das Rituale braucht die Worte: Ist es euer fester Wille, als Mann und Weib ein christliches Leben zu führen usw., so besiegelt dies Versprechen mit Hand und Mund! Der Bräutigam verstand die Worte, wie es ihm gerade recht schien, nahm die Braut um den Hals, und sie mochte sich in ihrer besseren Erkenntnis des Sinnes jener Worte sträuben, wie sie wollte, ihr Gewicht konnte hier nicht wirken, und ein schallender Kuß war im ganzen Raume hörbar. Der Pfarrer suchte sein Lachen zu verbergen, aber es half nichts, die Jugend lachte laut, und unter fortwährendem Gelächter wurde die Trauung beendet. Von allen Seiten bekam der arme Willusch bitterböse Gesichter, und der Richter sagte zum alten Stampel, der neben ihm stand: „Hett' ich gewiß, daß dar Jung' a so gor kai Geschick nicht hot, ich hett' ihm nimmermehr mei Madel gahn.“

Nur Schmied-Franz meinte, das wäre der erste kluge Gedanke gewesen, den der neue Ehemann gehabt. — Er äußerte das so laut, daß die Matronen ihm dafür ein neues schwarzes Kreuz anhefteten und er nun auch für einen Menschen zu gelten begann, der keine Religion habe.

Der Zug bewegte sich natürlich mit noch viel lauterem Toben und Jauchzen zurück; die Brautmutter, die der Trauung nicht beiwohnen durfte, weil sich das nicht schickt, empfing ihre nunmehr der Gewalt des Mannes anheimgegebene Tochter an der Türe der Wirtschaft mit einem großen Brote und einem Messer. Die junge Frau mußte das Brot, nachdem sie zuerst drei Kreuze darüber gemacht, anschnneiden, ihrem Manne einen Bissen davon reichen und selbst ein Stückchen verzehren. Darüber sprang sie über ein Handtuch, das die Hochzeitsbitter aus Rücksicht für ihre Korpulenz nicht gar zu hoch hielten, in das Haus hinein, erklärte sich mit diesem Akte unwiederruflich verheiratet und gab das Signal zum Hochzeitsmale.

In nichts ist der deutsche Bauer weniger luxuriös, als in seinen Tafelfreunden, und das will viel sagen, denn außer dem Kleiderluxus seiner Frau und seiner Töchter hat er überhaupt keinen. Es ist darum auch kein Wunder, wenn er bei seiner Tätigkeit und Sparsamkeit reich wird. Er würde dies Ziel in noch weit höherem Grade erreichen, wenn in seinem Kopfe nicht ein gewisser insipider Stolz sein Nest gebaut hätte, der eine besondere Freude darin findet, große Summen unbenutzt aufzubewahren. Zu Papieren hat er kein Vertrauen, Spekulationsgeist ist ihm fremd, und selbst auf sichere Hypotheken leiht er seinen Schatz nicht gern aus. Ein Stück Acker aber, es liege noch so unbequem

und sein Kulturzustand sei noch so schlecht, ist ihm immer eine große Lockung, und die Vergrößerung seines Grundbesitzes hält er für den einzigen vernünftigen Zweck, den er mit seinem baren Gelde erreichen kann. — Es kommt kein anderes Fleisch auf seinen Tisch, als geräuchertes Schweinefleisch, und auch dies nur zweimal in der Woche, aber täglich Klöße von Gerstenmehl. „Grünes“ Fleisch gilt für Verschwendung, wenn es gekauft ist. Ein selbstgeschlachtetes Kalb macht natürlich eine Ausnahme, Eine gleiche Entschuldigung gilt für Fälle, „wu mon wos uffgiehn lasse muoß“, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse.

Nach dem ersten Gerichte, das nur für Braut, Bräutrich und die allernächsten Angehörigen beider da ist und aus trockenem Bröte mit Salz besteht, kam eine dicke Reissuppe mit Rosinen. — Schmied-Franz hatte sich's einfallen lassen, auch mit Brot und Salz anzufangen, und diese Unschicklichkeit zog ihm den Namen Hungerleider zu. — Darauf wurde das Fleisch einer Kuh, die dem Feste zu Ehren sterben mußte, in hölzernen Schaffen hereingebracht und von den mit einer weißen Schürze geschmückten Hochzeitsbittern ausgeteilt. Jeder Gast bekam sein dampfendes Stück auf den Teller und tauchte es nach Belieben in die Schüssel mit Sauce, die auf dem Tische stand. Ein Kalbsbraten, begleitet von Unmassen gebackenen Obstes, folgte, und endlich krönte das eigentliche Hochzeitsgericht die Tafel. Dieses ist ein turmhoher Hirsebrei, der mit vieler Sorgfalt aus dicken Eagen Zucker, Rosinen, Mandeln, Pfefferkuchen und Brei zusammengeschichtet wird. Das Erscheinen dieses Gerichtes, von dem der Kessel noch viele Quart, freilich weder so delikat noch so zierlich bereitet, enthielt, gab den Bettlern und Kindern, die den Hof belagerten, das Signal, daß nun ihre Reihe gekommen sei. An der Türe, an den Fenstern drängten sie sich heran, und aus allen Öffnungen des Hauses fuhren Löffel mit Hirsebrei, um ihr Gelüst zu befriedigen. Die siedendheiße Speise, die nun aus einer Hand in die andere gebällt wird, um sie abzukühlen, regnet, schneit und fliegt fort und fort, denn auch von den ungeladenen Gästen darf niemand leer ausgehen. Es gäbe keinen größeren Schimpf für ein Hochzeitsfest, als daß nicht genug Hirsebrei dagewesen wäre, um die Schreier im Hofe zu befriedigen.

Die Hochzeitsbitter, die das Privilegium haben, sich eher als alle andern den sauren Östreicher und das dünne Bier, Getränke, die in Kannen auf den Tischen stehen, zu Kopfe steigen zu lassen, brachten nun einen Toast in Versen aus, einen Toast, dem stets eine Anzahl derb-witziger Trinksprüche folgen. Zugleich erschien die mehrerwähnte Was' Kathrin', einen großen Topf in der verbundenen Hand. Krachend flog das Gefäß auf den Boden, und mit der Erklärung, sie habe beim Kochen ihre Finger verbrannt, wanderte die Köchin nun von Mann zu Mann, um Schmerzensgeld einzukassieren. Diese drollige

Gestalt löste die letzten Bande, und das statutenmäßige Bombardement, dessen Folgen verschiedene Beulen, blaue Augen und blutende Nasen sind, nahm seinen Anfang. Jeder Gast hatte seinen Kugelvorrat in der Tasche mitgebracht, und in dem Momente, wo die Braut eine Mandel hervorzog und sie dem Bräutigam in's Gesicht warf, flogen aus allen Richtungen, nach allen Weltgegenden nicht bloß Mandeln und Rosinen, sondern auch Feigen, ja Apfelsinen und Zitronen, während die an der Türe stehenden Knechte des Hauses einen Hagel von Erbsen über die ganze Gesellschaft schütteten. Der Jubel über den gelungenen Wurf, das Schreien der Getroffenen nimmt kein Ende, eine wahre Wut, eine Verachtung aller Schmerzen beseelt die Alten wie die Jungen, man sieht, hört und fühlt nicht mehr, man wirft, wird geworfen und schreit dazu, das ist alles. — Der Reichtum des Festhauses zeigte sich auch in der Unmasse, in der Verschwendung, mit welcher die Kugeln ihr Ziel suchten; so eine Hochzeit gab's noch gar nicht, dachte der Brautvater stillvergnügt, indem er einen Blechlöffel auf die Beule drückte, die eine große welsche Nuß auf seiner Stirn entstehen ließ, als

Schmid-Franz war nichts weniger als blind gegen die verschiedenen Reize geblieben, die er dort und da unter den Spitzenhauben entdeckt. Seine Entfernung war gemacht, seine Scheu, eine Kaprixe, durch die er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. Sein Vater ging von vornherein darauf aus, ihn zu fixieren und gab ihm in den ersten Tagen seiner Anwesenheit schon den Katalog derjenigen Erbinnen, deren Vermögensverhältnisse eine Verbindung wünschenswert machten. Stempel junior hatte versprochen, zu sehen und zu gehorchen; die Art, Eroberungen zu machen, blieb ihm überlassen, da er seinen Versicherungen zufolge eine gute Schule durchgemacht hatte, was ein Blick auf seine Person übrigens auch nichts weniger als unwahrscheinlich sein ließ. Er kannte durch den Einfluß, dem er auf alle jungen Leute ausübte, und durch das Vertrauen, das seine Unempfindlichkeit einflößte, alle Intriguen, alle Liebeshändel, die trotz der maschinenmäßigen Heiraten hinter dem Rücken der Väter und Mütter spielten, er kannte mit einem Worte das Terrain, auf dem er operieren sollte, so gut wie sein eigenes Zimmer und besser als seines Vaters Werkstätte. Er liebte die stämmigen, untersehten Gestalten der Bauernmädchen nicht, die Arbeit hatte sie zu muskulös, zu stark gemacht, und er fürchtete unangenehme Überraschungen, die ihm die braunen Arme irgendeiner bäuerischen Brunhilde bereiten konnten. Er wollte eine schlanke, graziöse Gestalt an seiner Seite haben, und auf Grazie verstand er sich aus seiner Luftspringerzeit. Bei dieser Forderung war die Zahl der „Wählbaren“ nicht groß, und von diesen wenigen war nur eine einzige auch sonst begehrenswert. Des Obermüllers

Tochter, die von ihrem Paten, einem Grafen, dem das Dorf früher gehört, den Namen Flora bekommen hatte, war der Phönix des Dorfes.

Sie strafte ihren Namen nicht Lügen, obgleich sie wohl nichts von der Blumen-göttin wissen mochte, es sei denn, der Adjuvant hätte es ihr gesagt. Blumen-liebhaberei ist keine schwache Seite der Bevölkerung; außer den halbdürren Halmen, die während der Heuernte in den Haaren der Mädchen hängen bleiben, dürfte man den natürlichsten Puz nie an einer Schönen finden. Die müßige Beschäftigung des Kranzwindens ist ihnen fremd, und wenn nicht etwa ein frivoler Bursche vom Musikchore herab während der Messe seiner Liebsten einen „Rißel“ oder einen „Schmecker“ von Thymian zuwirft, den sie rasch im Gebetbuch verbirgt, so könnte man schwören, der Zauber, den Blüten sonst auf alle Menschen ausüben, habe hier seine Grenze gefunden und die Blumen seien zu nichts da, als Heu davon zu machen.

Müllers Flora hatte nun nicht nur eine ganz niedliche Auswahl von Topf-blumen auf dem grüngestrichenen Brette vor ihrem Fenster, sondern außerdem noch einen recht freundlichen Garten, in dem jede Jahreszeit eine Knospe zu öffnen fand. Sie kam nie in die Kirche, ohne ein niedliches Sträußchen an der Brust zu tragen, und Schmied-Franz hatte, wenn er nach dem Feierabende, der Himmel, weiß, warum, an der Mühle vorbeiging, oft einen geschmackvoll gewundenen Kranz auf ihrem Kopfe gesehen. Es ist wahr, er pflegte den flüchtigen Blick, den er, seinem System treu, auf sie warf, allerdings nicht dem Kranze, sondern dem feinen, frischen Gesichte zu schenken, aus dem die großen schwarzen Augen freundlich schelmisch herausfahen, und in dem der Mund lächelnd zu gewähren schien, was die Augen versprachen, aber der Kranz gehörte ja zu diesem Gesichte, er war nur eine Blütenkrone über der anderen. Sie hatte eine reizende Einfachheit, diese Blumenkönigin, sie würde ihm auch gefallen haben, wenn sie nicht zu oberst auf der Liste gestanden.

Die Sache hatte aber einen unangenehmen Haken. Schmied-Franz hätte sonst nie geschwankt, längst sein System verlassen und sich ihr genähert. Flora war, wie es im Dorfe hieß, die Liebste des Adjuvanten. Der Adjuvant war nun zwar ein Lump, d. h. er hatte nichts, und außerdem wollte der Müller seine Tochter nur einem Müller geben; aber der Lump war ein ganz gescheiter, erträglich hübscher Mensch, der im Notfall wohl auch so gescheit sein konnte, seinen Beruf einer hübschen Frau, die ihm eine schuldenfreie Mühle, an Wert einem kleinen Rittergute gleich, zubrachte, zu opfern. Der Adjuvant gefiel dem alten Müller, der eine biedere Haut war; es ärgerte ihn nur so nebenbei, daß der junge Mann ihn mitunter belehren wollte, während er die Überzeugung hatte, sein Alter, seine Erfahrung stelle ihn weit über alle Büchergelehrsamkeit. Er gefiel ihm trotzdem, und obgleich die Bauern im Schloßbräuhaus ein Verbrechen aus dem

Gedanken machten, daß er seine Tochter der Gefahr aussetzte, einen Lumpen zu heiraten, war ihm der stille Mensch, der Sonntag nachmittags regelmäßig bei ihm vorsprach, lieber als all die hochmütigen Bauernsöhne, die ihm ihre Väter rekommandierten. Der leichtsinnige Schmied-Franz hatte mit seinen Späßen einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht, und die Art, wie er bei den Seinen von dem „Tirletanz“ sprach, konnte ihm weder seiner Frau noch seiner Tochter empfehlen.

Einer der Müllerburschen gehörte zu Schmied-Franz' Garde, dieser erfuhr also alles, was man von ihm dachte; genug, um ihn zu entmutigen. In der Stadt würden diese Hindernisse einen günstigen Erfolg mehr als wahrscheinlich gemacht haben, auf dem Dorfe aber geht alles seinen festen Gang, und die Form der Intrigue selbst ist eine gegebene, es war fast keine Hoffnung. Schmied-Franz gestand sich das ein, so ungern er es auch tat, er erzählte sich aber zugleich, das er für dies Mädchen etwas fühle, das er Liebe nannte, das aber vielleicht nichts war als das lebhafteste Verlangen, die Unerreichbare zu besitzen.

Es war ihm mit Hilfe seines Vaters gelungen, bei der Hochzeit die Bemühungen des Adjuvanten zu vereiteln; Franz war der Kavalier der schönen Flora, und der Adjuvant mußte an der Seite einer beliebigen Dorfkuigel, statt der weichen Stimme, statt der Sprache, die durch seinen Unterricht nur die naiven Wendungen des örtlichen Dialektes behalten hatte, die ganze rohe Platttheit der Mundart von einer Stimme anhören, die durch beständiges Keifen um allen Wohlklang gebracht schien. Franz hatte Phantasie. Er konnte sich das große gelbseidene Tuch, den Spenzer, das Duzend Röcke, die mit Gold überladene Haube, er konnte sich all den übermäßigen Kleiderapparat wegdenken, dessen Aufgabe nur war, eine reizende Gestalt unförmig zu machen. Und er dachte sich in der That all die wohlproportionierten Formen des Mädchens in einer Weise, zu der ihn der zierliche Fuß und die freilich nicht weiche aber doch sehr wohlgestaltete Hand, zu der ihn endlich das feine Ebenmaß des Gesichts berechtigte. Ein Kleid, das die Formen nur bedeckt, nicht verunstaltet, ein frischer Strohhut mit rosa Bändern auf dem glänzend braunen Haare, dessen Reichtum unter der gestickten Haube nur eine neue Mißform hervorbrachte, — er hatte nicht Unrecht, Flora hätte so nicht bloß ihn erobert. — Aber sie war einmal nicht anders, sie unterschied sich weder durch ihre Sitten noch durch ihre Kleidung von den Mädchen, mit denen sie aufgewachsen, sie nahm, sobald sie in ihrer Mitte war, sogar unwillkürlich auch die Redeweise ihrer Schwestern wieder an; sie war ganz wie die andern Dirnen, denn die Veredlung, die das Werk des Adjuvanten sein sollte, konnte wohl manches und besseres hinzufügen, aber nicht verwischen, was lange Gewohnheit und tägliches Beispiel ihr eingeimpft.

Sie war so wie die anderen, sie theilte auch ihre Neugierde in bezug auf Franz und war nicht wenig vergnügt, daß er ihr zu allererst soviel Aufmerksamkeit bewies und so viele Artigkeiten sagte. Der Adjuvant hatte stets an ihrem Kirchengesange — denn sie sang bei Figuralmessen auf dem Chore — etwas zu tadeln, Franz aber erklärte ihr, die Nachtigall müsse von ihr lernen; der Adjuvant konnte die großen alten Ringe nicht leiden, die sie am Finger trug, Franz verfehlte nicht, ihr mit einem vieldeutigen Blicke zu sagen, wie glücklich der sein müßte, dem sie einst mit einem dieser Ringe zugleich ihr Herz geben würde. Kurz, da Zaghaftigkeit Frauenzimmern gegenüber seine Leidenschaft nicht war und er seine Worte gar nicht übel zu stellen wußte, war er gegen seine eigenen Erwartungen mit dem hübschen Mädchen bald auf recht gutem Fuße. Das Bild seiner Phantasie erhihte ihn ebenso sehr als der Wein, dem er fleißig zusprach, und von seiner letzten Unterhaltung zu einer Liebeserklärung in aller Form schien der Übergang schon kinderleicht als — das Bombardement begann.

Die gewalttätige Weise, mit der dies Vergnügen betrieben wurde, die Aufmerksamkeit, die Schuß und Angriff forderten, machten die Fortsetzung eines zarten Gespräches unmöglich; Franz verschob demnach seine Erklärung und mischte sich in den Kampf. Er hatte mit großem Geschick eine Anzahl von Mandeln und Feigen, die seiner Dame galten, aufzufangen gewußt, konnte aber doch nicht hindern, daß sie von einer kräftig geworfenen Apfelsine unsanft getroffen wurde. Die Granate platzte durch die Gewalt des Wurfes an der weißen Stirn des Mädchens, der Saft beizte ihre Augen und drohte ihre schönen Kleider mit unverilgbaren Flecken zu besudeln; halb aus Schmerz, halb aus Verzweiflung über dies Unglück schrie sie auf. Franz hatte den Vorfall kaum bemerkt, als er sich ritterlich auf den Urheber des Attentats stürzte und ohne seine Kraft irgend zu berechnen, diesen am Kragen gepackt. Man sah darin irgendeine verabredete Ausgelassenheit, einen Scherz und lachte aus vollem Halse, aber ein Schrei der Entrüstung ging von Mund zu Mund, als von beiden Seiten ernsthafte Faustschläge gewechselt wurden. Zum Unglück war der Angegriffene noch ein Bruder der Braut, also heut eine unverleßliche Person, und Schmied-Franz wäre ohne die Dazwischenkunft des Gerichtsmannes ohne Umstände als Verlezer des heiligen Gastrechtes an die Luft gesetzt worden. Die Überredungsgabe des Vaters schützte den Sohn nun zwar vor den weiteren Folgen seines Frevels, rettete aber auch nichts als seine Haut, denn es war nicht eine gefezte Person mehr im Dorfe, die den Windbeutel nicht für völlig sittenlos gehalten hätte.

Selbst die Dame erkannte die ritterliche Aufopferung nicht an; der Adjuvant hatte ihr die Versicherung gegeben, daß er die Flecken aus der Seide wieder

entfernen werde, und damit war sie beruhigt. Sie begriff nicht, was Schmied-Franz Unanständiges in der Szene fand und fühlte sich durchaus nicht zu Dank verpflichtet. Eine „Hort“ ohne „Jug“ war ein Unding, und die Flecken waren ja nicht unverilgbar, das blieb am Ende doch die Pointe. Franz hatte sich blamiert, er war schlimmer angekommen als Don Quixote, und er mochte im Innern groffen und für die vermeintliche Beleidigung seiner Dame Rache schwören wie er wollte, der Mangel an „Bildung“, den er gezeigt hatte, untergrub seinen Ruf ein für allemal.

Die Kartätschen waren verschossen und zum größten Teil in den Besitz der Kinder der Gäste übergegangen, die unter den Tischen, Stühlen und Bänken die süßen Kugeln auflesen, und zweckmäßigeren Gebrauch davon zu machen wußten als die Erwachsenen; die Kugeln waren verschossen, und das Musikkorps mahnte mit einem kräftigen Tusch an den Ausbruch.

Die Paare reihten sich und zogen mit gellender Musik in den Kretscham, da der Raum im Hause zu einem Tanzvergnügen zu eng war. Eine neue Plage für den Bräutrich begann. Er mußte gelassen zusehen, wie die Hochzeitbitter die ihm Angetraute von einem Mann zum andern führten, wie einer nach dem andern sie lustig im Kreise schwang, und er eine völlig unbeachtete Person blieb. Freilich hatte die Braut ihre Schürze aufgesteckt und sammelte von jedem, mit dem sie tanzte, eine Gabe ein, die sie unter der Firma „Auf's Wiegenband“ von rechtswegen zu fordern hatte; der Bräutigam war aber zu jung, um geizig zu sein, und die Musik der vielen Talerstücke, die schon in der großen lila Schürze klingelten, tröstete ihn wenig. Sein Unmut half indes nichts, er mußte sich bescheiden, wenn er nicht wie Franz durch eine neue Verletzung der Sitte einen Krawall hervorrufen wollte.

Der Hochzeitbitter kam nämlich auf die Idee, die Braut auch dem eleganten Franz zuzuführen, und dieser mußte sich bequemen, einen Tanz zu springen, den er mit gutem Fug eine Reise um die Erbkugel nannte. Als ihm der „chapeau d'honneur“ die Dame wieder abnahm, erinnerte er ihn an das Wiegenband, und Franz, der ungepittete Franz, erklärte, er wisse sich von jeder Schuld frei und würde sich zu einer Buße nur verurteilen lassen, wenn ihm Gelegenheit zur Sünde gegeben worden. — Prüderie ist sonst keine Eigenschaft der Dorfmadchen, je derber der Scherz, desto größer das Gelächter; An Sann fühlte sich auch nicht beleidigt, aber der beleidigte Brauch mußte gerächt werden. Die Antwort des Windbeutelns verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und er hatte heute schon zu viel verbrochen, als daß er nicht trotz seines schwarzen Frackes und der karierten Hose zur Türe hinausgewirbelt worden wäre.

Sein Vater spielte den Gescheiten, er schimpfte auf seinen Sohn, gab den Burschen vollkommen recht und trank mit den Bauern, in deren Augen er durch

diesen Heroismus unendlich gewann, ruhig weiter. Ja, er brachte es durch die Äußerung, das städtische Leben habe seinen Sohn verdorben, und er beklage es, ihn nicht gleich in die Mitte der würdigen Bauern mitgenommen zu haben, dahin, daß die Väter den armen Burschen bedauerten und einstimmig beschloßen, ihm ein Vergehen zu verzeihen, das nur die Schuld verfehlter Erziehung sei. Es wäre alles beim alten geblieben, hätte sich Franz nicht zu sehr beleidigt gefühlt und den Bruch gewollt.

Es gelang ihm schon am folgenden Tage, einen Schabernack auszuführen. Seine Garde ließ sich zur Treue bewegen und ging weder zur Nachhochzeit, noch später in's Schloßbräuhaus, sondern machte sich im Niederkreischam anständig, bildete eine Opposition, und die erste Folge davon war, daß eine Menge von Mädchen ohne Tänzer blieb und ein Duzend Familien sich darüber verzürnte.

Sehr verrechnet hatte er sich aber in dem Eindrücke, den er auf Flora gemacht zu haben glaubte. Die Aufmerksamkeit, die sie ihm geschenkt, war wenig mehr als die Neugierde, den Menschen kennen zu lernen, der keine Liebste suchte. Rasche Entzündbarkeit findet sich nur bei sehr empfänglichen oder präparierten Stoffen, sie gehört der Stadt; jenes wunderliche Phlegma des Dorfes, jene Langsamkeit im Verstehen, die für das Landvolk im großen ganzen charakteristisch ist, und endlich das formelle Wesen, das hier, ich weiß nicht wie, naturwüchsig geworden, durchdringt und beherrscht auch die „kometarischen“ Gefühle. Es gehört eine regere Phantasie dazu, als die im Kopfe eines Dorfmädchens tätige, um durch eine einzige Unterhaltung, durch einen Menschen, der sonst nicht über ihm steht, wäre er auch noch so hübsch, aus dem gewohnten Geleise, aus den alten Träumen gerissen zu werden. Sie sind kokett genug, ein wenig zu tändeln, zu necken, aber um alle nicht soviel, daß der rechte Liebhaber daran ernstliches Ärgernis nehmen könnte. Und die Bauernmädchen sind darin sehr selbständig; weder Vater noch Mutter stört ihren Verkehr mit dem Auserkorenen, aber, wie sie die Augen für solches Spiel verschließen, verlangen sie auch für den ernstlichen Freier, den sie vorschlagen, ein unbedingtes: Ja. Die Heirat ist Sache der Älteren, das bißchen Liebe aber den Töchtern auf Diskretion überlassen. Flora war an ihren Adjuvanten gewöhnt, das Tischgeschwätz blieb ihr nur eine angenehme Episode und wäre es immer geblieben, wenn der Adjuvant nicht selbst den städtischen Bockstreich gemacht hätte, mit ihr zu schmollen. Er brachte ihr zuallererst den Gedanken bei, Franz habe seine Schmeicheleien ernst gemeint und sich nicht bloß, um etwas zu reden, um ihre Gunst beworben. Das Paar versöhnte sich zwar noch während des Tanzes, und bei der Nachhochzeit war keine Spur einer Verstimmung mehr zwischen den beiden zu entdecken, aber Franz kam ihr nun doch lange nicht mehr so ungefittet vor.

Und dieser vertraute auf sich und seine Gewandtheit. Der erste Spätabend, nachdem alles aus dem Hochzeitstumulte in die alte Ordnung zurückgekehrt war, fand ihn unter Flora's Fenster. Der Adjuvant war nicht in der Mühle, denn er hatte in seinem Zimmer Licht, die Müllerhunde kannten Franz durch den Burschen und schmiegt sich freudig knurrend an ihn, Vater und Mutter schliefen, und Flora. . . Ei, nun, er klopfte an ihr Fenster und ahmte auf ihre Frage des Adjuvanten Stimme nach. Das Mädchen hatte zwar solche Nachtwisiten von ihrem Liebhaber noch nicht erhalten, es war aber kein Grund gegen die Annahme vorhanden, daß dies die erste sei. Flora stand demnach auf, nahm über das Tüchchen, das eigentlich die obere und immer getrennte Hälfte des Hemdes war, ein großes Tuch, schlüpfte in einen Rock und war in kürzester Zeit am Fenster. Die Blumennäpfe wurden rasch aus dem Wege geräumt, sie steckte ihren zierlichen Kopf vor, Franz faßte ihn mit beiden Händen und küßte tapfer zu. Eine solche Leidenschaftlichkeit, für die sie übrigens in sich ebenfalls keinen Groll fand, war ihr noch überraschender als der Besuch. Die sitzende Lebensart und vielleicht auch die Lektüre hatten der Liebe des Adjuvanten einen stark platonischen Charakter verliehen, er pflegte sich mit einem Kusse zu begnügen, und diesen dann in der Erinnerung in homöopathische Millionenteile zerlegt wiederzukäuen. Eine Überraschung, sie mag angenehm oder unangenehm sein, bringt immer einen kleinen Schauer mit, ein solcher faßte auch Flora, als Franz ihren Kopf endlich aus seinen Händen ließ, und mit dem Rufe: „Aber Julius!“ zog sie sich halb zurück. Sie holte tief Atem, denn der Zudringliche hatte ihr alle Luft weggesaugt. . . In der Trunkenheit, in die ihn seine gelungene List versetzte, warf er die Maske ab und verriet sich beim ersten Worte. Er hoffte, daß sie ihm nach dieser Szene entweder willig geben, was er ihr vorher geraubt, oder einen Zank beginnen würde. . . Und die Versöhnungen sind so schön, so heiß; das Wort „ewig“ scheint ganz ausdrücklich für Versöhnungen in Liebesachen erfunden zu sein; denn nirgends spuckt es öfter und mit mehr Gefühl! — Er irrte. Flora warf mit einem Schrei das Fenster zu und war durch kein Bitten wieder herbei zu locken. Am anderen Tage oder vielmehr in der nächsten Nacht kam er wieder, aber alles Klopfen und Rufen blieb umsonst, und so die ganze Woche.

In seinem Ärger hezte er das ganze Dorf zusammen. Eine Wegeverbesserungsangelegenheit, der sich besonders sein Vater tätig annahm, gab die beste Veranlassung. Die Zöpfe im Dorfe behaupteten: „Mein Vater ist im Schmutz gepanscht und die Pferde haben ihn erzogen, ich werd's wohl auch noch zwingen!“ Auf der Seite dieser Fortschrittsfeinde stand der Müller, auf der andern der Richter mit seinem ganzen Anhange. Der Schloßbräuer kam am schlimmsten weg, denn eine große Anzahl seiner Stammgäste gehörte zu denen, die ihre

Ernte- und Düngerwagen lieber durch den unergründlichsten Kot ziehen und schleifen lassen, als freiwillige Sandfuhrn leisten wollten. Der Richter und der Gerichtsmann Stampel konnten ihren Ehrenplatz nicht verlieren, solange sie im Amte waren, das begriffen sie auch noch im Zorne, sie wanderten also, als erst einer die Entdeckung gemacht, der Niederkretschmer habe ganz gutes Bier und neue Karten zum Solo, in den Niederkretscham aus. Damit ihnen jedoch das notwendigste Möbel einer deutschen Einrichtung, irgendeine polizeiliche Gewalt nicht fehle, überredeten sie den zweiten Gerichtsmann, sich an sie anzuschließen und den Vorsitz zu übernehmen. Lieber im Niederkretscham der Erste als im Schloßbräuhaus der Dritte! Man braucht kein Cäsar zu sein, um so zu denken! Der Mann nahm seinen Vorteil wahr, und der Spalt drang auf diese Weise und möglicherweise durch diese ehrgeizige Reflexion sogar bis in den Senat. Stampel senior bemühte sich, die Sache ins Gleichgewicht zu bringen. Stampel junior, dem die Gemeindeangelegenheiten, seit der Müller zur konservativen Opposition gehörte, plötzlich sehr viel Kummer machten, stemmte sich einer Ausgleichung mit aller Macht der Beredsamkeit entgegen. Er erzählte den aufhorchenden Bauern, wie in München, wo doch ein König wohne, die Straßen jämmerlich schlecht wären, und München doch eine schöne Stadt bliebe, er erinnerte sie an das nachahmungswürdige Beispiel ihrer eigenen Kreisstadt Teobtschütz, in deren Gassen man mit Seelenruhe ein Rad nach dem andern brechen könne, kurz, er sprach so vernünftig, belegte jedes Wort mit so schlagenden Beispielen, daß die Männer, die ihm bis auf den Obermüller nie ernstlich gram gewesen waren, die Köpfe zusammensteckten und meinten, „'s ist doch ein verdammter Junge; der hat die Sache beim rechten Ende gefaßt. Und mag der Teufel dreinschlagen, wir ändern die Straße nicht!“ Der Vater fand am Sohne einen Gegner, der ihm mehr zu schaffen machte, als die ganze konservative Fraktion. Er begriff diesen Angriff, den er nicht herausgefordert hatte, nicht, und das Examen, das er anstellte, gab kein andres Resultat als einen vollständigen Bruch zwischen Vater und Sohn. Franz erwartete von seinem Vater keine Hilfe in dem Werke, das ihn am meisten beschäftigte, weil er nicht helfen konnte. Diese Intrigue mußte er allein leiten, und um zu reüssieren, brauchte er diesen häuslichen Skandal; er wollte zum Hause hinausgeworfen sein und setzte seinen Plan glücklich durch. Der Schmied stellte ihm die einfache Alternative, entweder binnen acht Tagen seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß er, der Vater, das allgemeine Ehrenzeichen für das Verdienst, den Straßenbau angeregt zu haben, erhalte, oder in gleicher Frist einen andern zu suchen, der ihn fortan füttere.

„Bon!“ dachte er, „diese vertrauliche Mitteilung ist, wenn irgend etwas flecken kann, eine Sprosse in der Leiter meines Glückes!“

Ein Stadtmädchen hätte den Überfall am Fenster ihrem Kurmacher weislich verschwiegen, Flora aber hatte ihn dem Adjuvanten erzählt, und dieser einen ziemlich derben Brief an Franz geschrieben. Der Adjuvant hielt aber aus Gründen, die ich ununtersucht lassen will, für nötig, daß weder der Müller noch sonst jemand etwas davon erfahre, und so wenig man dabei eine Schonung des Kußräubers beabsichtigte, tat man ihm doch durch dies Verheimlichen den größtmöglichen Gefallen. Weder der Troß Floras, die ihn nicht einmal mehr ansah, noch der Drohbrieff ihres Erklärten hinderte ihn, seine allabendlichen Spaziergänge fortzusetzen. Er stellte einen wunderschönen Rosenstock mit unzähligen Knospen auf das Blumenbrett am Fenster und hatte am anderen Tage die Genugthuung, den Rosenstock den besten Platz einnehmen zu sehen. Sein Name stand auf dem Napfe, Flora konnte also über den Geber nicht im Unklaren sein, sie wußte, daß er sie beschenkt und hatte die Blume dennoch gepflegt und gehegt. Er hatte nach diesem Anzeichen des verbrauchten Sturmes wieder an ihr Fenster zu klopfen gewagt und die Freude gehabt, sie erscheinen zu sehen. Zwar schalt sie und hieß ihn, seinen Rosenstock nur wieder fortzunehmen, sie brauche von ihm keine Geschenke und wolle nichts von ihm wissen, aber sie war doch gekommen. Sie behauptete zwar, den Strauß nur begossen zu haben, weil ihr die schönen Knospen leid getan — aber als er bat, befiel sie ihn da, und als die dringende, glühende Sprache des Freiers sie verlegen machte, hauchte sie, scheinbar ohne ihn zu hören und doch jedes Wort wissend, eine der Knospen auf und beugte sich dabei so weit vor, daß Franz ihre Wange küssen konnte. Zwar verschwand sie darauf höchst eilig, aber es kam kein neuer Brief, sie hatte es diesmal dem Adjuvanten nicht mehr gesagt.

So war es gekommen, so lagen die Dinge, als der Bruch zwischen Vater und Sohn erfolgte.

Franz setzte sich Abends stillschweigend an seinen gewöhnlichen Platz im Niederkretscham, dem Gerichtsmanne und dem Müller gegenüber. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und dreht sein Glas zwischen den Fingern herum, wie einer, der an anderes zu denken hat als ans Trinken. In der That hatte ihn der Gerichtsmann schon zweimal daran erinnert, daß er ihm noch immer nicht Bescheid getan und daß er ihn nach dem von Franz selbst eingeführten Gesetze in Ordnungsstrafe nehmen würde.

„Hört, lieber Vetter Kunze“, sagte der junge Mann, „mir geht heute gar vieles im Kopfe herum, so daß Ihr meine Nachlässigkeit schon verzeihen müßt. Ich möchte heute viel lieber einen guten Rat von Euch beiden, vom Obermüller und vom Vetter Kunze als das beste Bier, und wär's Münchner Bock. Ich hätte heut schon einen von Euch heimgesucht, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr den Tag über

viel zu tun habt, und sich am Abende doch wohl eine Gelegenheit schicken würde, Eure Erfahrung zu meinem Besten zu hören“.

Niemand hatte sonst mehr gesprochen als Franz, er hatte ihnen hundertmal gezeigt, daß er mehr wisse als sie, so daß seine jetzige Erklärung einer sehr schmeichelhaften Huldigung völlig gleich kam. Die Weisheit aus der Erfahrung, aus praktischer Tätigkeit geschöpft, das war eben das Steckenpferd des Müllers. Er hatte immer noch nicht viel auf den Burschen gegeben, nun fand er, daß er wirklich mitunter ganz vernünftig sein könne, und daß am Ende wirklich, wie sein Vater schon gesagt hatte, nur die verfehlte Erziehung ihn verdorben. Sie rückten also, der Obermüller und der Gerichtsmann, mit beifälligem Räuspern zusammen, und Franz fuhr fort:

„Ich bin ein Stück in der Welt herumgekommen, bin aber mein Lebelang mehr hinter dem Vergnügen, als hinter der Arbeit hergewesen; ich habe mancherlei Zeug gelernt, aber nie daran gedacht, mir auf eine feste Weise mein Brot zu verdienen. Ihr wißt ja, wie mich hier mein Vater ausgehalten und gefüttert hat. Das nimmt jetzt ein Ende, und ich habe eben eingesehen, daß es zu meinem Glücke geschieht.“

„Warum will er Euch denn jetzt nicht mehr füttern?“ unterbrach ihn der Müller.

„Ach, das ist wegen der Wegeverbesserungsgeschichte! Aber, wie gesagt, ich glaube, es geschieht zu meinem Glücke. Ich habe ein paar gesunde Arme und eine gesunde Brust, ich kann arbeiten. Das Invalidenattest habe ich nur dieses Knorpels wegen bekommen. . . .“ Er streifte den Hemdärmel in die Höhe und zeigte ihnen am linken Unterarme die Spuren eines doppelten Knochenbruchs.

„Aber diese Kleinigkeit hindert mich nicht an der Arbeit.“ Zum Beweise hob er den schweren Schemel, auf dem er gesessen, an einem Beine in die Höhe und balanzierte ihn auf der flachen Hand. „Es ist gesundes Mark darin, und ich kann mit dem gebrochenen linken Arme den schwersten Hammer meines Vaters gerade so gut schwingen als der Geselle mit dem rechten. Ich bin noch jung genug, ich muß ein Handwerk, ein Gewerbe lernen, das Handwerk hat einen goldnen Boden, und ich kann so gut fleißig sein als ich faul war. Ich hab's, denn ich will es!“ rief er mit Wärme, „und da wollte ich denn Euren Rat wissen, welches Handwerk ich, damit mir etwa das, was ich sonst weiß, sowie meine Kraft und Geschicklichkeit zupasse käme, anfangen soll?“

„Hm!“ meinte der Gerichtsmann, „Ihr habt das Schmieden jetzt schon weg, und da Ihr doch später Eures Vaters Schmiede bekommt, wärs wohl das Klügste, wenn Ihr noch einige Zeit als Schmied auf Wanderung ginget!“

„Und was meint Ihr, Vetter Obermüller?“ fragte Franz, der den gutgemeinten Vorschlag ohne besondern Beifall hingenommen.

„Hört einmal“, sagte dieser und heftete seine ehrlichen Augen auf den jungen

Mann, nachdem er erst bedächtig eine Prise aus seiner mit Silber beschlagenen Muscheldose genommen und diese mit großem Ernste auf den Tisch gelegt hatte. „Hört mal“, 's ist gut, daß Ihr noch beizeiten zu Verstande gekommen seid. Ich will's Euch sagen, Ihr gefällt mir heute zum ersten Mal. Bis jetzt seid Ihr ein nichtsnutziger Tagedieb gewesen, der die Luft umsonst geschluckt hat, während ehrliche Leute sich plagen müssen, aber alles, was Ihr da gesagt habt, war wie ein Mann gesprochen.“ Wieder eine Prise und in gedehnter Pause klapperndes Spiel mit den Fingern auf dem Dosendeckel. Er überlegte den Vorschlag noch einmal, den er zu machen gedachte; denn Übereilung war seine Sache nicht. Das wirklich hübsche Gesicht des Bekehrten gefiel ihm, und die Aufmerksamkeit, mit der er seine Worte hörte, der Ernst, mit dem er seinem forschenden Blicke begegnete, schien ihm ein Beweis der Aufrichtigkeit des Entschlusses. Er dachte sich's ohne Zweifel verdienstvoll, aus dem Teufelskerl mit dem weißen Gesichte, den dunklen melancholischen Augen und den starken Armen einen brauchbaren Mann zu machen, kurz, er mochte sich dagegen wehren, wie er wollte, er fühlte sich unabweisbar zu ihm hingezogen, und je mehr er ihn ansah, desto mehr gefiel er ihm. „Hört mal“, sagte er nach dieser Pause, „Ihr seid ein geschickter und starker Mensch, Ihr könnt lesen und schreiben wie der Adjuvante, das Schmieden ist auch nicht übel, — wie wärs . . .?“ — Prise und Pause. — 's wär' nur eine Probe, denn mit dem bloßen Angreifen ist man noch kein gemachter Meister, erst muß man seine Sache gründlich verstehen.“ — Sehr starke Prise. — „Ich möcht' Euch wohl einen Rat geben, aber . . . Hört mal, Schmied-Franz, wie wär's, wenn Ihr zur Probe zu mir als Mühlischer kämt? Der Philipp heiratet in ein paar Wochen, und wenn Ihr die Sache ernstlich ansatz, hab' ich keine Angst, daß Ihr's nicht fertig kriegt. Zuvor müßt' ich Euch wohl umsonst füttern, da Euch aber der Schmied unserer Angelegenheiten und Gerechtigkeiten wegen rauswirft, so kommt mir's auf das bißchen Essen nicht an.“ Schmied-Franz hätte durch den Jubel, in den er ausbrach, und der nur zu sehr an seine gewöhnliche Tollheit erinnerte, fast sein ganzes Spiel verdorben. Allerlei argwöhnische Gedanken kreuzten sich in des Müllers Kopfe, aber es blieb ihm keine Zeit zu überlegen, Franz war über den Tisch gesprungen und küßte ihn, als wenn er seine Tochter gewesen wäre.

„Das ist ein Wort!“ sagte der Gerichtsmann.

Es war einmal ausgesprochen, und der Müller war ein Mann, der selbst, wenn es ihm schwer gefallen wäre, nun nicht ein Pünktchen seines Anerbietens zurückgenommen hätte. Franz erzählte jetzt auch seinem neuen Meister ganz im Vertrauen die Geschichte vom allgemeinen Ehrenzeichen, das der Schmied auf Kosten der Gemeinde erobern wollte, und brachte ihn dadurch ebenso gegen den Vater auf, als er den Sohn liebgewonnen hatte. Wir wollen das Recht oder

Unrecht nicht zu ergründen suchen, auch keine Reflexionen über den Takt und das Zartgefühl des Müllers anspinnen, es genüge die Nachricht, daß der Müller seinen Kopf zum Pfande setzen wollte, daß der Junge ebenso von der Welt, in der er gelebt, als von dem hinterlistigen Vater verzogen worden, und daß er unter seinen Händen bald ein Wunder von Arbeitsamkeit und Geseßtheit werden müsse.

Ich weiß nicht, ob die günstige Veränderung gerade auf sein Kerbholz gehörte, aber so viel ist gewiß, daß Franz, seit er in die Mühle gezogen war, eine heitre Tätigkeit an den Tag legte, die alle Welt staunen machte. Der Müller konnte ihn auf die Probe stellen wie er wollte, er begriff das Getriebe rasch, wußte die Keile bald so gut einzuschlagen wie der beste Müllerbursche, schützte das Wasser ungeheißer zur rechten Zeit ein, trug Säcke, fütterte die Pferde, kurz, war ein so unverdrossener Arbeiter, daß sich der Meister bald bewogen fühlte, zu erklären, daß er ihn nicht allein nicht umsonst füttere, sondern ihm schon vom ersten Tage an Lohn zahlen müsse.

Franz hatte in seinem neuen Verhältnisse die andern Müllerburschen nicht nachgeahmt. Diese machten mit der Müllerstochter nicht viel Federlesens! Sie hatten sie am zweiten Osterfeiertage nicht allein mit ihren Schmachkostern¹⁾ zum großen Vergnügen des Müllers und zum Ärger des Adjuvanten derb geprügelt, sondern sie hernach noch unter die Pumpe im Hofe geschleppt und so naß gemacht, daß auch nicht ein Faden an ihr trocken geblieben war. Ihr Sträuben und Schreien hatte nichts geholfen, es war Sitte, sie mußte sich, triefend wie ein gebadeter Pudel, noch für die ihr erwiesene Ehre bedanken und jedem ihrer Peiniger ein Osterei schenken. Er stellte sich nicht auf solchen Fuß, schien die Abenteuer am Fenster vergessen zu haben und hielt sich in bescheidener Entfernung, indem er nur jede Gelegenheit aufsuchte, ihr einen Dienst zu erweisen. Er war ihr Heinzelmännchen, sie fand ihre Arbeit, wenn sie sich von einem Manne verrichten ließ, immer schon getan, ehe sie daran ging.

Der Adjuvant war mit der neuen Einrichtung durchaus nicht zufrieden, schmolzte und brummte, kurz, machte sich auf die beste Art unausstehlich. Dem Alten war er nicht mehr unentbehrlich, da Franz besser zu erzählen verstand, und er diesen obendrein zu jeder Stunde, nicht bloß Sonntagnachmittag, haben konnte. Der Adjuvant brachte Flora keine Bücher mehr und hoffte, sie durch diese Verkürzung ihres Vergnügens lebhaft daran zu mahnen, was sie an ihm besäße; er blieb sogar eines Sonntags ganz aus. Das Mädchen fand so viel Vergnügen darin, dem unerschöpflichen Franz zuzuhören, obgleich er seine Ge-

¹⁾ Aus Ruten und Bändern geflochtene Peitschen, mit denen am Ostermontage die Mädchen von den Burschen, diese den Tag darauf von den Mädchen geprügelt wurden.

schichtchen nicht ihr, sondern dem Vater oder der Mutter zu erzählen schien, daß sie die papiernen Bücher des Lebendigen wegen vergaß und den Adjunkten selbst, der nach Schulmeisterart immer etwas an ihr zu mustern hatte, nicht zu seinem Vortheile mit Franz zu vergleichen anfang. Ja, sie sprang sogar wiederholt aus dem Bette und eilte ans Fenster, weil sie geglaubt, der hübsche Müllerbursche klopfe. Im Stillen ärgerte sie sich über die Täuschung und mehr noch über seine Bescheidenheit, die ihm ihrer Ansicht nach gar nicht zu Gesicht stand. — Sie kam ihm entgegen, aber er schien es nicht zu bemerken, es schien ihm nichts am Herzen zu liegen, als die Mühle und der Müller und hätten die heimlichen, unbefprochenen Aufmerksamkeiten nicht fortgedauert, so hätte sie ihn aufgegeben.

Das Wasser rauschte voll über die Räder, der Sturm peitschte die niederhängenden Weidenäste in den Bach, rascher und rascher raffte die Flut das Triebrad um, es war eine abscheulich widerwärtige Nacht. Franz hatte mit einem älteren Kameraden die Wache, er saß auf einem Sacke und schlummerte halb. Er hörte in dem ruckweisen Anschlagen des Glöckchens am Schüttkasten zwar nicht, daß er Lordmayor von London werden würde, aber das Lied klang nicht weniger angenehm, es prophezeite Liebe und Besitz. Er wußte auch trotz seines Eifers, der nachgerade zur Gewohnheit geworden war, dem Kameraden wenig Dank dafür, daß er ihn aus seinem Traume aufstörte. Aber es half nichts, das Kammrad quiekte, und Franz wurde um Öl geschickt. Der Müller schlief mit seiner Frau in einer Kammer neben der großen Wohnstube, diese war verschlossen, und Franz mochte pochen, wie er wollte, in einer Mühle schläft man fest, wenn man nicht gerade verliebt ist. Er tappte im Hause herum und suchte die Ölkanne an zehn Orten, wo er sie nie gesehen; der einfache Weg, von außen an das Kammerfenster zu klopfen, fiel ihm nicht ein, und ohne zu wissen, warum, pochte er zuletzt an die Türe des Stübchens, in dem Flora schlief. Er erschrak fast, als er ihre Stimme: „Was gibt's?“ rief, und stotterte verlegen: „Florchen, ich kann die Ölkanne nicht finden, und habe auch kein Licht.“

Eine kleine Stille folgte innen, von der wir annehmen können, daß die Gedanken, die sie ausfüllten, möglichst entfernt von Ölkanne und Talglüchtstumpen waren. Dann hörte er deutlich, wie das Mädchen aufstand, und nach einigem Hin- und Hertappen fiel ein Lichtstrahl durchs Schlüsselloch auf den dunklen Gang hinaus. In ein großes Tuch gehüllt, öffnete das Mädchen die Türe, fragte ihn neckisch, ob er sich im Finstern fürchte, und ging mit ihm in die Vorratskammer, deren Schlüssel sie hatte. Hier fand sich zwar nicht die gewünschte Kanne vor, aber doch eine Kruke, aus der er den Bedarf nehmen konnte. . . . Das schwarze Tuch umschloß ihren Kopf eng wie ein Nonnenschleier, und ihre vom Schlafe geröteten, feinen Züge in der Reflexbeleuchtung des Lichtes auf

dem dunkeln, dort und da feucht glitzernden Hintergrunde der Wand gaben einen Vorwurf, wie ihn Rembrandt liebte. . . . Franz fand sie hinreichend schön. Er wußte nicht, wie eine so zarte Neigung, der er sich selbst nicht fähig gehalten, in ihn gekommen war; wenn auch die Gestalt, so schien doch das Benehmen des Mädchens nichts weniger als Verehrung zu fordern, und er hatte seinerseits bisher nichts von Verehrung gewußt. Einer jener unerklärbaren Kaprizen des menschlichen Geistes beherrschte ihn, er verehrte ein Mädchen, dem er selbst durch seine Küsse den Geschmack an der Platonik verdorben hatte. Vielleicht trug indes auch seine Arbeitsamkeit und die Ordnung, die er in sein Leben gebracht, einige Schuld an dieser Blödigkeit. Er sah sie von der Seite an, er sah, als sie die Kruke beleuchtete, die feinen blauen Adern durch die Haut des zierlichen Fußes schimmern, der in einem schweren ledernen Pantoffel steckte und einen Samtschuh verdient hätte; er sah die weiche Rundung ihres Armes, die feinen Grübchen am Ellenbogen, er sah die großen schwarzen Augen, die ihn so freundlich anblickten, und . . . er bat sie, ihm zu verzeihen, daß er sie geweckt.

Nur ein so Befangener wie er las in ihrem erstaunten Gesichte nicht: Er ist doch auch gar zu tappig! Sie warf schnippisch den Kopf zurück, als sie ihm das Licht an den Finger hing, und sagte halb lachend, halb verdrücklich: „Ich bitte mirs auch aus, daß ich zum letzten Male wegen Eurer dummen Öllampe geweckt worden bin, und das Licht bringt Ihr mir gleich wieder.“

Schrecklich tappiger Franz! Er begriff nicht, wozu sie das Licht heute noch wieder haben wollte, er gehorchte blind und überhörte die Zärtlichkeiten gänzlich, die sein Kamerad ihm für sein langes Ausbleiben zuschrie. Er war viel tappiger als der Adjuvant.

Zaghaft klopfte er wieder an die Türe des jungfräulichen Schlafzimmers, um das Licht hinein zu reichen und: gute Nacht! zu wünschen, aber er bekam keine Antwort. Er klopfte stärker, alles bleibt stumm. Nun überlegte er, ob er den Leuchter an die Türklinke hängen oder ihn auf die Schwelle setzen solle. Im letzten Falle konnte Flora darüber fallen, und im ersten mußte die Maschine beim Öffnen der Türe herunterfallen und das Gepolter das Mädchen erschrecken. Er klopfte nochmals. Sie mußte wieder eingeschlafen sein, denn als er das Ohr an die Tür preßte, glaubte er tiefe Atemzüge zu vernehmen. Da kam ihm der keizerische Gedanke, den schlafenden „Engel“ bei dieser Gelegenheit betrachten zu können und schlimmsten Falles den Befehl, das Licht wieder zu bringen, als Entschuldigung anzuführen. — Armer Franz, Du warst wirklich sehr, sehr verliebt und nahe daran, ein Narr zu werden.

Er machte also, damit Flora weder stolpern noch erschreckt werden könne, leise, leise die Tür auf. Die Angeln quiekten, aber Flora hatte plötzlich einen wahren

Müller Schlaf bekommen; so leicht, als sie vorher erwacht, so wenig kränkten diese Mithöne ihr Ohr jetzt. Sie schlief. Franz stellte das Licht so, daß er das Mädchen betrachten konnte, ohne daß es von zu starkem Lichte geweckt werden mußte. Flora schlief; der eine Arm war unter den Kopf geschoben, ihr Busen hob und senkte sich rasch, — ein unruhiger Traum mochte sie quälen, — um den kleinen halb offenen Mund spielte aber ein Lächeln, — der Traum konnte nicht gar zu böse sein. Franz stand und sah. Er hatte es einst so gewünscht, ihre Gestalt nur bedeckt, nicht verunstaltet zu sehen, und teilweise wenigstens war sein Wunsch erfüllt. Nur fand er jetzt, daß seine Phantasie eine miserable Zeichnerin gewesen. — Die Schlafende machte eine ungeduldige Bewegung, — das Licht mochte sie am Ende doch stören. Das war aber auch zu viel für Franz, die Bewegung gab mehr, als sein Wunsch verlangte, und die feinen, lebenswarmen Formen des achtzehnjährigen Mädchens machten sein Blut kochen, seine Schläfe hämmern. Seine Augen bekamen Gefühl, er beugte sich über die Schlafende und . .

„Hab' ich dich angeführt!“ lachte das Mädchen und öffnete ihre Augen weit, weit, daß Franz noch röter geworden wäre, wenn er nicht ohnehin all sein Blut im Kopfe gehabt hätte. Sie zog ihr Hemdchen zusammen, legte ihr Tuch hoch auf ihr Deckbette, so daß nur ihre Arme und ihr Kopf frei blieben, befahl dem Erstaunten das Licht auszulöschen und fing mit großer Naivität zu plaudern an. „Du hast mir“, — sie hatte sonst nie Du gesagt, — „mit deiner Ölskane einmal meinen Schlaf vertrieben, jetzt setz' dich her und sieh, wie du mich wieder einschläferst“.

Franz bekam plötzlich Leben und versuchte eine stürmische Umarmung. Er verstand jetzt das ganze Spiel, schalt sich einen Dummkopf und versprach sich, nichts weniger als tappig zu sein. Aus der ersten Umarmung wurde indes nichts. Nennt es Moral, Sitte, Gebrauch, was Ihr wollt, nur diesmal nicht Koketterie, sie wies ihn in die Schranken zurück und erklärte ihm, daß er bescheiden sein müsse, wenn sie ihn bei sich leiden sollte. Es gibt eine Grenze, und diese wird auf dem Dorfe haarscharf festgehalten; die Mädchen haben, weil sie sich so ganz frei bewegen können, eine gewisse selbstgewollte, eigenwillige Züchtigkeit, die kräftiger ist und fester steht, als eine auf Doktrinen gebaute. — Als Franz sich erst in seine Lage gefunden, als er überlegt hatte, daß Flora ein anders erzogenes Wesen sei, als seine früheren Stadtbekanntschaften, als sie ihn endlich durch ihre Natürlichkeit aus seiner abgeschmackten Verehrerrolle, in der er so sehr linkisch war, herausgeschafft hatte, bequemte er sich, vernünftig zu werden. Sein Lohn bestand, außer der angenehmsten Plauderstunde, in freiwilligen Liebkosungen und in mancherlei kleinen Freiheiten, die sie ihm erlaubte. Er lernte Maß halten und war übergelücklich. Flora erzählte ihm, der Adjuvant habe um

sie angehalten, da er eine Schullehrerstelle in der Tasche trage, und ihr Vater hätte sich anstandshalber eine achttägige Bedenkzeit vorbehalten, obgleich es ihm gar nicht einfiel, aus ihr eine Frau Schulmeisterin machen zu wollen . . . sie selbst müßte denn etwa sehr darum bitten. „Soll ich das?“ fragte sie, und Franz glaubte die Augen des kleinen Teufels durch das Dunkel funkeln zu sehen.

„Wenn du willst, daß ich mir vom Kammrad den Kopf zerquetschen lassen soll!“
 „Warum nicht gar. Aber lange ledig zu bleiben, habe ich nicht Lust. Wenn der Adjuvant erst einmal aus dem Gehege ist, wird's nicht lange dauern, so kommt ein Anderer, und wenn der Vater Ja sagt, was soll ich tun?“

„Mir wird er dich aber nicht geben.“

„Wer weiß, du mußt versuchen. Aber mache rasch, denn seit der Hochzeit von des Richters 'Ann'-'Sann', wo die Leut' gar so viel über die alte Braut gelacht haben, traue ich nicht, daß ich bald meinen Rosmarin werde verschneiden müssen.“

„Wenn er mich aber abweist? Wenn ich aus dem Hause muß?“

„Da kommst du halt zum Fenster, bis ich Hochzeit gehabt habe“, sagte sie mit ihrer unerschütterlichen Unbefangenhait. „Aber versuchs nur, denn dich möcht' ich doch lieber als einen Andern, und der Vater hat dich auch gern, weil du so tüchtig schaffst.“

Es ist eine verzweifelte Geschichte, in ein Dorfmadchen verliebt zu sein, wenn man lange Zeit Pflasterlust geatmet hat. Franz empfand alle Dornen eines solchen Verhältnisses, und sie drückten sich um so schärfer ein, als die Mahnung, es sei Gefahr im Verzuge, ihn beunruhigte. „Zeit“, seufzte er, „Zeit, und ich bewege den Alten dazu, daß er sie mir gibt, aber heut oder morgen, mit leeren Händen, da käme ich bei den Dorfphilistern schön an.“

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Adjuvant, der sich schon Herr Schullehrer nennen ließ und viel von seiner Einrichtung sprach, kam mit einem Blumenstrauße an, den Flora in ein Töpfchen mit Wasser stellte. Die durchwachte Nacht hatte sie nicht angegriffen, sie war zu vergnügt über das endliche Geständnis des blöden Müllerburschen, des Ci-devant „Cirletanz und Teufelskerl“ ihres Vaters, des Herrn Franz Stempel junior. Sie sah allerliebst aus, schöner als je; der neue Schullehrer wußte freilich nicht warum, Franz aber wußte es recht gut. Er hatte ihr einen Toilettenbesuch zu machen gewußt, und sein Geschmack hatte sie zum ersten Male in harmonische Farben gekleidet. Statt sich über sein Werk zu freuen, saß er indes trübselig in einer Ecke, überließ die Unterhaltung dem Schulmeisterlein und hatte selbst für die Scherze seines Patrons kein Lächeln. Er brütete über der Möglichkeit, das Mädchen zu bekommen, er war so städtisch verliebt, daß die Mühle in seinen

Gedanken gar nicht mehr wie sonst an Flora hing. Zudem ärgerte ihn das übermütig hoffnungsvolle Gesicht des Adjuvanten, dessen Nase bei jeder Schelmerei, die Flora mit ihm trieb, eine Linie in die Höh' ging, dessen Augen vor Freundlichkeit in eben dem Maße kleiner wurde, als sein Mund sich vergrößerte. — Der Adjuvant - Schullehrer wollte sich aber auch heute gar zu liebenswürdig machen. Ein Invalide, dem die glorreichen Feldzüge von 13, 14 und 15 eine Leier eingetragen hatten, eine königliche Gabe, die mit einem Beine und beiden Augen im ganzen etwas teuer bezahlt war, zog auf dem Wege in's Dorf unter den Fenstern vorbei. Er rief ihn an, ließ einen Walzer spielen und tanzte mit Flora auf den ungleichen, hökrigen Dielen so gut es ging. Franz verließ die Stube und machte sich in der Mühle zu tun.

Seine auffallende Verstimmtheit war dem Müller, der ihn lieber heiter sah, nicht entgangen, er ließ Mutter und Tochter mit dem Hoffnungstrunkenen zusammen und nahm Franz in seiner derb wohlwollenden Weise vor.

„Junge, haben dir etwa die Keichelen (Hühner) deine Petersilie gefressen. Gehst du wohl hinein und schwenkst mein Mädcl auch einmal herum, daß die Balken knacken! Das wäre mir so! Hab' ich dich übernommen, so will ich aber auch nicht, daß du die Nase über's Maul hängen läßt wie ein Auerhahn. Jetzt heraus damit, was hast du mit meinem Florle?“

Franz erschrak zum Tode.

„Hat dir die Blißtrunze 'was getan, so will ich ihr schon dafür aufspielen. Das wäre so! Ich hab's wohl schon lang gesehen, daß du dem Mädcl aus dem Wege gehst, jetzt hab' ich's aber gerad' satt. Komm her und sag' mir deine Beichte.“

Diese Apostrophe war nach des Müllers Idee eine fertige Liebeserklärung. Seine Tochter kam gleich hinter der Mühle, und daß er sie eines Burschen wegen mit einer Strafe bedrohte, war ein unerhörtes Wunder. Er nahm bisher immer ihre Partei, wenn sie sich mit den Hausleuten verzankt hatte, und nur, wer seine Mühle angezündet hätte, wäre in seinen Augen ein größerer Verbrecher gewesen als der Beseidiger seiner Tochter. — Franz liebte aber zu sehr mit dem Herzen und zu wenig mit dem Kopfe, als daß er dies Liebesübermaß in den hartklingenden Worten verstanden hätte. Sein Herz war gepreßt, und seine Schlaueheit mit dem kalten Blute durchgegangen; er fand keine Ausrede, keine gelegentlichen Zahnschmerzen, nicht einmal einen einfachen Stockschnupfen, es war wirklich eine Beichte, die er ablegte und zwar eine von purer Verzweiflung diktierte. Er fing von dem Jubel im Niederkretscham an und von der Aussicht, mit Flora unter einem Dache zu wohnen; er schwärmte auf eine für den Alten ziemlich unverständliche Weise einen ganzen Band von Liebesweh zusammen und ließ nur die Nachtpartien, also die Lichtpunkte, unerwähnt.

Der Müller begriff von der ganzen Geschichte richtig das Beste, nämlich, daß sein Mühlischer Franz Stampel Gefallen an dem Müllerleben, an der Obermühle mit allen Dependenzen und an seiner Tochter Flora gefunden habe.

Der Müller lachte, daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten, er lachte so gewaltig, daß Franz aus Verzweiflung mitlachte, daß der Invalide einen Straußschen Walzer mitten durchschnitt, und das Mädchen, das ihn auf dem Tambourin begleitete, abschickte, den Grund des Getöses zu erforschen. — Nie wurde noch ein Antrag auf so sonderbare Weise aufgenommen! — Franz fing schon an, in diesem Gelächter eine Verhöhnung seiner Menschenwürde, aristokratische Anmaßung und grobmateriellen Bauernstolz zu erblicken, seine Fäuste ballten sich krampfhaft, seine Augen, die das Geständnis geseuchet hatte, wurden trocken, glühend, fieberisch rollend, — er konnte alle diese Phasen durchmachen, der Müller lachte fort, bis er heiser war.

„Kommst du her, Blißkerl,“ schrie er endlich, immer noch auf dem Platze vor der Mühle. „Jetzt werd' ich dir heichten. Wie du dort im Niederkretscham dageessen bist und den Kopf in die Luft 'neingereckt hast, da hab' ich mir gedacht: 's ist schade um den Jungen! Wenn er ein tüchtiger Mühlischer wäre, gäb' ich meine Tochter keinem anderen. Geld hat sie selbst, so viel ihr nötig, und wenn sie nur einen braven Kerl bekommt, der's zusammenhalten kann, so ist's schon recht. Die Mäd'el sind nur zum Heiraten da, und guter Leute Kinder, die keine Faulenzer sind, können überall freien, wenn sie auch die Tasche nicht so voll haben wie unsereiner. Das aber hat mich geärgert, so lang du im Haus bist, daß du mit dem Mäd'el so gar nichts hermachst. Und wie du nun gar so anstellig geworden bist, daß kein Mühlischer im ganzen Kreise seine Sache besser versteht, da hat mich deine Dummheit erst recht geärgert. . . Jetzt gehst du mit 'nein, nimmst das Mäd'el um den Kragen und küßt sie wie sich's gehört und gebührt, daß du mir nicht etwa auch in der Kirche zu schmaßen anhebst, wie jener Esel! Wir sind Müller, keine Bauersleute. Hab' ich mein Mäd'el, mein liebes Florle, im Hofe versprochen, so kann ich sie auch vor der Hochzeit Herzen lassen. 's ist schon ein Tun, kein rechtes Geschick hat's doch nicht mehr! — Jetzt kommst 'nein! — Vorwärts. . .!“ Und er unterbrach die stumme, überfällige Umarmung des Eglustspringers, jetzigen Mühlischen und zukünftigen Mühlenbesizers dadurch, daß er Franz am Kragen seines Rockes von sich abzog, ihn zur Stubentüre hineinwarf, Flora dem Adjuvanten aus dem Arme riß, sie an des improvisierten Bräutigams Brust quetschte und in seinem Vergnügen sogar die Müllerin, die nicht wußte, was ihr geschah, um den Leib nahm und mit ihr, gefolgt von dem jungen Paare, den rasendsten Ländler aufführte, der je gesprungen worden ist.

Die Geschichte klärte sich mit dünnen Worten auf. Der Müller war stolz

darauf, daß ihm ein langvoraus überlegter Plan vollkommen geglückt war, und gab sich seiner Freude ohne Rücksicht auf den aus seinen Himmeln gestürzten Adjuvanten hin. Als es ihm endlich einfiel, ihn zu trösten, fühlte dieser sich bereits in dem Stadium des Beleidigtseins, wo es keine Salbe mehr für die Wunde gibt. Und als er sah, mit welcher Innigkeit sich Flora an Franz schmiegte, wie sie ihn küßte, wenn er es nicht tat, schwur er einen heiligen Eid, keinem Weibe zu trauen, da Untreue und Falschheit ihren Weg auch in die Dörfer gefunden.

Was aber sagte das Dorf zu dieser Neuigkeit? Nur der Reichtum des Müllers schützte sein Haus vor völligem Derrufe. Flora dem durch sein eingezogenes Leben ganz obskur gewordenen Franz zu geben, das war ein Anstoß, ein zweiter aber war die ungehörige Verlobung, die man von Haus zu Haus als Dornehmtuerei verschrrie. Endlich brach man den Stab über ihn, weil sich durch die Erzählungen des Adjuvanten herausstellte, daß das Brautpaar, statt anständig schweigsam in verschiedenen Ecken der Stube zu sitzen, die intimsten Tändeleien miteinander trieb. Wahrhaftig, es bestand unter ihnen, und noch dazu vor den Eltern, ein förmliches Liebesverhältnis. Man hätte alles verziehen und nicht mehr Schlechtes gesagt, als bei jeder Brauttschaft in der ganzen Welt von den „Zurückgesetzten“ gesagt wird, aber das war doch zu arg, zu sittenlos und unanständig. Ein Liebesverhältnis unter Brautleuten! So etwas war unerhört. Auch wurde der Müller von seinen Gevattern ernstlich gewarnt, nicht solches Ärgernis geben zu lassen, aber er sagte in seiner frohen Ehrlichkeit und Gradheit:

„s freut mich halt, daß sie den ganzen Tag das Geschlecke nicht satt kriegen. Gevatter, 's ist meine Tochter, aber was wahr ist, bleibt wahr, das Florle ist ein schmuckes Mädel, und er ist ein ganzer Kerl, — aber sie sind alle beide noch viel schöner bei ihrem Schmaßen und Herzen. Laßt sie nur, die Sorgen kommen schon nach. Mag sie der Teizel stören, ich tu's nicht, und wenn auch das ganze Dorf über mich kommt.“

Stampel senior fand in der Sache nichts weiter als einen glücklichen Handstreich, zu dem er selbst Veranlassung gegeben und ärgerte sich nur, daß er nicht im Komplott gewesen. Die Klugheit hieß ihn übrigens die Hand zur Veröhnung bieten, er hatte seinen Sohn fürchten gelernt, seit dieser den Mut hatte, ordentlich und selbständig zu sein. Er ließ die Wegeanlage fallen, und, wie Stampel und Sohn, versöhnte sich das ganze Dorf.

Franz fand den Gang in die Schlafkammer seiner Braut jetzt auch ohne die Ölkanne nicht außer der Tour, und man kann, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, annehmen, daß er von den Skrupeln des ersten Besuches nicht wieder zwischen Tür und Angel aufgehalten wurde.

In drei Wochen war Hochzeit; lange Brautschaften liebte man auf dem Lande nicht. Franz aber hatte das größte Ärgernis, die größte Überraschung für den Tag der Trauung aufgehoben. Nur die Müllerin war im Geheimnisse, und diese hatte sich erst durch die auffallendsten Beweise von den Vorteilen, welche die Ausführung des Planes ihrer Tochter brachte, zur Zustimmung bewegen lassen. Es galt nichts Geringeres als eine „Verkleidung“. So nennt man nämlich hierorts den Wechsel der bäuerischen Tracht gegen die städtische. 's hot amol kei rechts Geschick!“ hatte der Müller gesagt, und so war's ihm bei dieser außergewöhnlichen Hochzeit auch nicht weiter um Aufrechterhaltung der Zeremonien zu tun. Der Verkleidung hätte er sich aber widersetzt, und die Nachsicht, mit der er alle Hochzeitseinrichtungen dem Bräutigam überließ, machte es allein möglich, ihn bis zum letzten Momente über den Brautstaat in Ungewißheit zu lassen. Die Geschichte hatte einmal kein rechtes Geschick, und so wurde denn auch das vorgeschriebene Heulen gestrichen. Die Braut trat an der Seite des Bräutigams rosig und lächelnd unter die Gäste.

Aber ein Schrei des Staunens lief durch die Reihen. War die Dame in dem hoch heraufgehenden Kleide von blütenweißer Farbe, und ohne andern Schmuck als den Myrtenkranz und die breite rosa Schärpe, die den Leuten zum ersten Male eine schlanke, zierliche Taille zeigte, war die Dame in dem weißen Kleide, das die Büste so fein, so weich, so wundervoll rund zeichnete, denn wirklich Müllers Florle? Kein Unterstecktuch, das aus dem Oberkörper ein kantiges Schaufensterprachtstück machte; keine Rollenhüften unter den Armen; das weiche braune Haar klar geschneitelt und ohne Puder; statt des blaugrünen Rosmarins üppige Myrten . . . nein, diese war kein frisiertes Erpel! — Man hatte zwar von der reichen Müllerstochter etwas ganz außerordentliches erwartet, gewiß, aber nicht in diesem Genre, gewiß nicht diese prächtige Einfachheit.

Der Eindruck war auch in der That ein solcher, daß für den Augenblick kein anderer Gedanke laut wurde als: Wie ist sie schön!

Der Vater selbst fand kein Wort, er konnte nicht zürnen, denn sein Kind war zu schön. „Gerade wie ein Fräule, gerade wie ein Fräule,“ murmelte er. Ja, er vergaß fast das Paar zu segnen, oder er wollte es vielmehr vergessen, weil er fürchtete, Flora könne sich beim Niederknien einen Fleck in das Kleid machen, in dem er einzig und allein den Grund dieser sprechenden Schönheit suchte.

Hinterher fand es freilich alle Welt abscheulich, daß sogar bis auf die Tracht aller Sitte Hohn gesprochen worden, — und der Myrtenkranz erst! Ich glaube wirklich, es wäre für den Ruf der Neuvermählten besser gewesen, sie hätten den übelriechenden Rosmarin beibehalten. Man aß und trank sich noch einmal

in der Mühle satt, Flora aber war zu schön gewesen, als daß die Dorfmadchen eher wieder mit ihr Freundschaft schließen konnten, bis sie selbst unter der Haube waren.

Franz lieferte einen neuen Beweis zu der alten Geschichte, daß die Jugend austoben muß; er verehrt seine Frau nicht mehr, weil ein zu herzinniges Verhältniß zwischen ihr und ihm besteht, aber er liebt sie wie ein echter Mann. Sie sind heiter, tätig und wohlhabend, sie sind einander zu lieb und passen auch zu gut für einander, als daß der Neid und das Gespött sie stören könnte, sie füllen einander das Leben aus. Der alte Müller hat ihnen die Mühle übergeben. Franz hat noch einen Gang für Gips angebaut und den Ertrag des Besitztums durch diese zweckmäßige Einrichtung erhöht. Ich wüßte nicht, daß etwas ernstliches ihren Frieden gestört hätte. —

Schließlich noch die Nachricht, daß Franz Stempel, Obermüller zu bei der Anwesenheit des Königs im Jahre 1846 das allgemeine Ehrenzeichen erhielt, und zwar für die großen Verdienste, die er sich als Wegebaudistriktskommissarius erworben hat. —

Zu den Bildern und Mitarbeitern dieses Hestes

Um nach Schloß Tschaidt, dem Wirkungsort des Dichters Max Waldau, zu gelangen, benutzt man am besten die Nebenstrecke Kandrzin-Bauerwitz. In Mähkirsch steigt man aus und wandert zunächst auf den Friedhof, wo Georg von Hauen-schild im Erbbegräbnis seiner Familie den ewigen Schlaf gefunden, nach dem er sich während seiner Krankheit so sehr gesehnt hat. In einer halben Stunde erreicht man von hier aus den Wohnsitz des Dichters. Sein Arbeitszimmer liegt im Erdgeschoß und dient heute zur Aufnahme von Gästen. Der Bücherschrank mit seinem wertvollen Inhalt und der Schreibtisch des Dichters sind in einem Räume des ersten Stockwerkes untergebracht. Das schöne Ölgemälde Georgs von Hauen-schild hat der befreundete Maler Hecker gemalt, der sich einige Zeit auch in Gleiwitz aufgehalten hat. Das Bild ist erst nach seinem Tode entstanden, soll aber nach Ansicht seiner Gattin außerordentlich lebenswahr sein. Zu dieser Überzeugung kommt man auch durch einen Vergleich mit dem kleinen Verlobungsbild, einer Photographie aus der glücklichsten Zeit des Dichters. Neben diesem hängt das Bild seiner Braut, der lieblichen „Rose“. Das Kinderbildnis soll den Dichter im Alter von drei Jahren darstellen. — Frau Oberbibliothekar Kaisig hat sich in entgegenkommendster Weise der Aufgabe unterzogen, die photographischen Aufnahmen der Bilder her-zustellen.

*

Bearbeiter dieses Hestes ist Studienassessor Dr. Mak an der Oberrealschule in Gleiwitz. Dr. Mak studierte u. a. Slawistik und ist als einer der besten Kenner der oberschlesischen Mundarten anzusprechen. Auch auf dem Gebiete der Volkskunde und der heimatlichen Literaturgeschichte hat sich Dr. Mak betätigt. — Studienassessor Dr. Franz Pietzsch, Görlitz, hat seine Doktorarbeit über Max Waldau in der „Schlesischen Heimatbücherei“, Görlitz 1921, drucken lassen. Zu derselben Zeit arbeitete auf diesem Gebiete Studienassessor Dr. Schumacher, der an der Universität Münster auf Max Waldau aufmerksam gemacht worden ist und an die Breslauer Universität kam, um hier besser seinen Studien über diesen Dichter nachgehen zu können. Seine Doktorarbeit hat er noch einmal überarbeitet. Sie wird im Frühjahr 1925 als Buch erscheinen. Studienrat Dr. Kergel ist an der Oberreal-schule in Gleiwitz tätig. Friedrich Kaminsky ist Verwalter der Rathaus-bibliothek in Hindenburg und fiel bereits vor dem Kriege durch seine vielseitigen heimatkundlichen Studien auf, die sich immer durch ein eigenes Urteil auszeichneten. Heute zählt er zu unseren bekanntesten und eifrigsten oberschlesischen Heimat-forschern. Er gibt die heimatkundliche Zeitschrift „Volk und Heimat“ heraus. Oberbibliothekar Karl Kaisig ist Mitbegründer und Leiter des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien. U. a. hat er unter dem Namen Spectator das Büchlein „Sprachmischung in Oberschlesien“ und unter dem Namen Preuß das „Ostmarkenbuch“ (3 Bände) herausgegeben, des weiteren auch die im Verlage Priebatsch herausgekommenen Märchen der Brüder Grimm bearbeitet. Wolf-gang von Hauen-schild ist der Enkel des Dichters und zurzeit als Musik-dirigent und Schriftsteller in Wien tätig.

An dieser Stelle möchten wir auch dem Sohne des Dichters, Herrn Geheimrat von Hauen-schild auf Tschaidt unsern Dank aussprechen für das Entgegen-kommen, das er unsern Mitarbeitern gezeigt hat.

Die Schriftleitung.

VORTRAGSABENDE!

(Für einzelne Abende im März und April noch frei)
Über neuere und neueste Literatur, auch aus eigenen Werken:

„AUS EINEM BERGWERK“

OTTO SUCHLAND

Breslau 13, Kronprinzenstraße 55.

SCHWETASCH & SEIDEL, ^{G. m.}_{b. H.} TUCHFABRIK

Spremberg — Lausitz 2

versendet wie vor Kriegszeiten

HERREN- UND DAMENKLEIDERSTOFFE

direkt an Private. — Verlangen

Sie Muster franko gegen franko.

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI
ERNST HERRMANN, OPPELN

Telefon Nr. 193

Krakauer Straße 37

Telefon Nr. 193

DER GUTE BOHNEN-KAFFEE

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma
in den Preislagen von Mk. 2,80 bis 4,60 per Pfd.

Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

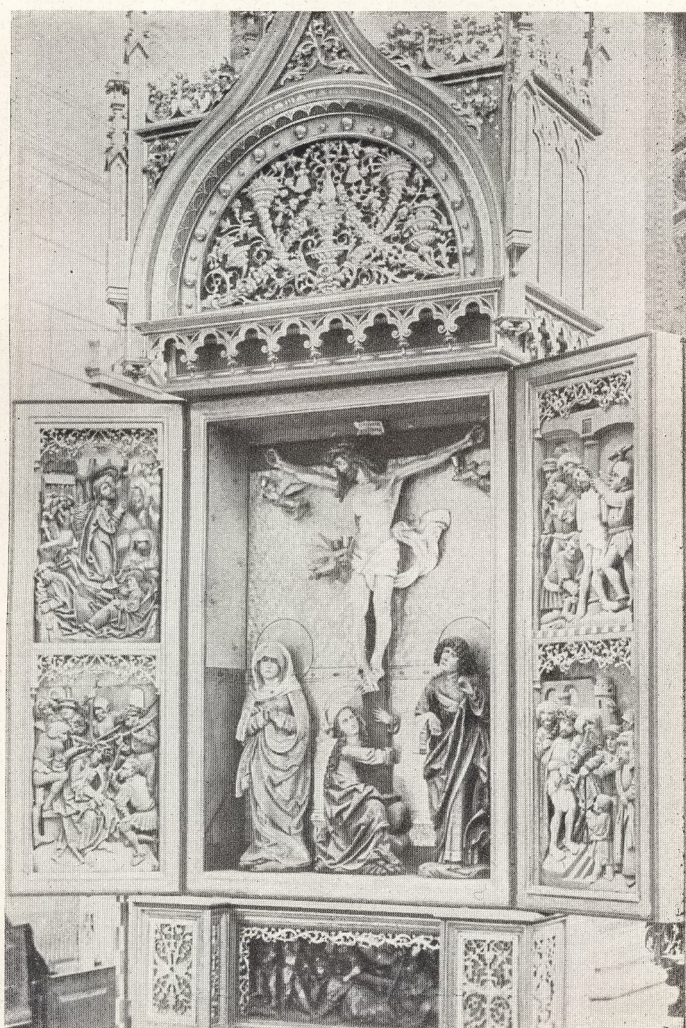
WO TRINKT DER OBERSCHLESIER KAFFEE?

Konditorei und Café

EMANUEL SCHWAB, BRESLAU

Neue Taschenstraße Nr. 9 — nächst dem Hauptbahnhof

— Telefon Ring 2947. —



Klappaltar, „Große Kirche“, Weisse